I.

Von den Quellen bis Mainz.

Eingang.

Ein Strom ist wie ein Baum, seine Quellen gleichen Wurzeln und Zasern, seine Mündungen Aesten und Zweigen. Aber den Zuflüssen, welche der Strom empfängt, nachdem er durch das Zusammenrinnen seiner Quellbäche Namen und Dasein empfangen hat, entspricht am Baume nichts. Wie sehr lahmt also das Gleichniß! denn die Wasser, die ihm noch späterhin zueilen, sind gerade die beträchtlichsten.

Doch hier hat Willkür geschaltet. Jene Namengebung ist nur eine Uebereinkunft. Was man sich gewöhnt hat, die Quellen des Rheins zu nennen, entspringt nur in Graubünden; aber alle andern Cantone der deutschen Schweiz senden ihm ihre Gewässer zu. Er empfängt sie meist durch den herrschenden Strom der deutschen Schweiz, die Aar, welche als die Hauptquelle des Rheins gelten würde, wenn er nicht schon von ihrer Einmündung diesen Namen führte.

Auf seinem weitern Lauf zollt dem Rhein der gröste und älteste Theil Deutschlands. Alles ihm links liegende deutsche Land erkennt seine Herrschaft und sendet ihm durch Ill, Nahe, Mosel und Maas den schuldigen Tribut. Rechts huldigt ihm Schwaben durch Kinzig und Neckar, Ostfranken durch den Main, Hessen durch die Lahn, Altsachsen durch Ruhr und Lippe. Mittels des Mains reicht sein Flußgebiet durch das östliche Deutschland bis an die Grenze Böhmens.

Wie die Schweiz das Quellenland des Rheins ist, das den Strom bildet, so ist Holland das Land seiner Mündungen, welches der in der Schweiz wurzelnde Baum durch seine Aeste und Verzweigungen seinerseits eigentlich erst hervorgebracht hat. Aber auch hier begegnet uns die Willkür der Benennungen. Waal, Yssel und Leck, was sind sie anders, als Aeste, Arme des Rheins? Und gerade das Land, das der Rhein geschaffen hat, das aus seinen allmählichen Anschwemmungen entstanden ist, bewies sich so undankbar gegen ihn, daß es den Namen des herrlichen Stroms seinem schwächsten Zweige beilegte, und ihn so in den Ruf brachte, als versieche er im Sande.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch vielleicht ist der Holländer von dieser Anklage des Undanks freizusprechen. Gerade der achtbare Sinn des Volks, der Neuerungen abhold den Ueberlieferungen der Väter getreu bleibt, ist es vermuthlich, welchem der unbedeutendste Sprößling des Stroms den stolzen Namen schuldig ward. Was jetzt in jenen Niederungen wie zum Spotte der Rhein, auch der alte Rhein heißt, war einst wirklich das Bette des Stroms, durch welches er, wenn nicht alle, doch die größte Masse seiner Gewässer dem Ocean zuführte. Als diese sich andere Wege suchten, blieb dem verlassenen Bette ein spärliches Wässerchen und ein anspruchsvoller Name.

Quellen des Rheins.

Bekannt ist, daß edle Weine nur auf Bergen gewonnen werden. Aber viel höher müssen die Gebirge sein, welchen schiffreiche Wasser entspringen sollen. Ihr Scheitel pflegt den Himmel zu berühren, von welchem der Strom, wie ein unmittelbares Geschenk der Gottheit, sich herabzusenken scheint. Schon die alte Großmutter Edda sagt: „Heilige Wasser rinnen von Himmelsbergen." So hat auch der Rhein, wie Alles was den Menschen frommt, a Jove principium. Die Rheinquellen sind der Welt nicht so entrückt, noch so unzugänglich, wie die des Nils. Dennoch bleiben seine ersten Ursprünge in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Viele hundert Reisende besuchen jährlich die Quellen des Rheins; aber ihre Beobachtungen kommen der Welt nicht zu Gute, während eine Reise nach den Nilquellen nicht leicht unbeschrieben bleibt. Die Natur selbst war beflissen ihre innerste Werkstätte dem Blick der Menschen zu entziehen. Wir klettern über die schlüpfrige Eisdecke der Gletscher, uns schrecken ihre klaffenden, gähnenden Schründe nicht; aber was sich da unten in der innern Halle begiebt, über deren Eisgewölbe wir unser Leben in Gefahr setzen, das können wir nur vermuthen und ahnen.

Doch sind es nicht immer die höchsten Gebirge, welche die größten Ströme in die Welt schicken. Der Montblanc, der höchste Berg Europas, giebt keinem namhaften Flusse den Ursprung, während der größte europäische Strom, die Donau, einem vergleichungsweise unbedeutenden Gebirge entspringt. Auch in der Schweiz kommen nur Nebenflüsse des Rheins von den höchsten Alpen, da doch die viel niedrigere Kette, die vom Gotthartpaß über den Splügen hinaus bis zum Juliergebirge reicht, bedeutende Ströme nach allen vier Gegenden der Welt entläßt. Die höchsten und niedrigsten Bergzüge scheinen gleich ungeeignet, großen Strömen das Dasein zu verleihen. Gebirge mittlerer Höhe, deren Schnee bei mäßiger Wärme zerrinnt, sind die wasserreichsten: sie können die Flüsse, die an ihren milchweißen Brüsten saugen, den größten Theil des Jahres überflüssig tränken, während die höchsten mit ewigem Schnee bedeckten Firnen selbst bei der glühendsten Sonnenhitze

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kaum zu schmelzen beginnen. In ihnen hat die Natur unerschöpfliche Vorrathskammern angelegt, die dann am ergiebigsten spenden, wenn alles umher vor Durst verschmachten will. In trockenen Sommern würde die Donau versiechen, wenn ihr nicht aus Gebirgsgegenden Zuwüchse kämen, die höher liegen, als der Fels, wo ihre Quelle springt. Umgekehrt hat der Rhein an den Eisgebirgen seiner Heimat einen Rückhalt, wenn seinen niedrig geborenen deutschen Steuerpflichtigen das Wasser ausgeht.

Jene Alpenkette mittlerer Höhe, welche außer dem Rhein noch drei andere Ströme entsendet, nämlich die Rhone, den Inn und den Tessin, hieß den Alten Adula; uns heißt sie St. Gotthart, obwohl gewöhnlich nur ihr westlichster Pass so genannt wird. Da Hart (Hardt) Gebirge heißt, so bleibt unentschieden, ob sie diesen Namen zu Ehren des höchsten Gottes, oder des heiligen Gotthart führt, dem an der Quelle des Hinterrheins, also weit von dem Gotthartpasse, eine Capelle erbaut war. Wer von dem Gipfel dieses Gotthart die übrigen viel höhern Gebirgsspitzen erblickt, dem scheint es, als ob sie sich Alle gegen ihn verneigten, wie gegen Josephs Garbe die Garben seiner Brüder. Und wohl verdient diese Verehrung das Gebirge, welches als die eigentliche Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem mittelländischen Meere zu betrachten ist, denn jener schickt es den Rhein, diesem die Rhone, den Tessin, und mittels der Donau den Inn zu.

Doch nicht bloß die Wasser scheidet der Adula, auch das Wetter, und was wichtiger ist, die Völker. Aus dem Livinenthal, welches der Tessin gebildet hat, kam ich selbfünfter nach Airolo, um über den breiten Rücken des Gotthart in die deutsche Schweiz zurückzuwandern. Der Wirth, Herr Camossi, bei dem wir uns zu dem großen Uebergange stärkten, wünschte uns in der wälschen Sprache seines Landes zu der heitern Witterung Glück, mit welcher der Himmel unser Unternehmen sichtbar begünstigte. Wirklich blieb uns diese bis auf das Hospitium getreu, das auf dem Gipfel liegt, wo wir die letzten Laute italienischer Zunge vernahmen. Doch waren die Vorgänger unserer tessinischen Wirthe Deutsche gewesen. Gleich hinter dem Hospiz, wo der Weg sich nördlich senkt, sahen wir einen dichten deutschen Nebel liegen, unter den wir schlüpfen mußten. Da war der heitere Himmel Welschlands verscherzt, der Regen goß in Strömen nieder und als wir unten das Dorf Hospital erreichten, empfing uns der treuherzige Wirth mit den allzudeutschen Worten: Was habt ihr für schlechtes Wetter!

Nicht überall freilich scheidet der Rücken des Adula Deutsche und Wälsche so scharf wie am Gotthartpass. Weiter rechts, wo der Rhein in drei Bächen seinen nordöstlichen Abhängen entspringt, und tiefer in Graubünden, wohnen Deutsche und Curwälsche in wunderlicher Mischung durcheinander. Auch hier mögen es Flüchtlinge sein, die in diesen unwirthbaren Bergöden Schutz gesucht und gefunden haben. Wenigstens werden die Rhätier für Nachkommen jener Tuscier ausgegeben, die bei dem Einbruch der Gallier unter Brennus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus dem heutigen Toscana in die Gebirge zurückgewandert seien, wo ihre ursprüngliche Heimat war.

Also vernimmt der Rhein, Deutschlands Hauptstrom, in seiner frühesten Kindheit eine fremde Zunge? Wird an seiner Wiege wälsch gesprochen? Ist Wälsch wohl gar seine Muttersprache? Nicht doch! Der Rhein ist in Graubünden erst ein neugeborenes Kind, das vor Schreien und Heulen überhört, was um ihn her gesprochen wird. Zu rauschend stürzt sich der Vorderrhein in Wasserfällen dem Ziele zu, wo ihn der Hinterrhein erwartet; mit zu donnerähnlichem Getöse drängt sich dieser durch die furchtbaren Abgründe der via mala (der zu wahr benannten Straße, wie Johannes von Müller sagt), auch der vereinigte Strom braust noch zu ungestüm über Klippen und Felsen hinab, als daß ein Laut menschlicher Rede zu seinem Ohre gelangen könnte. Weiterhin aber, und in seiner Wiege, dem Bodensee, vernimmt der beruhigte Strom nur deutsche Klänge.

Die drei Bäche, in welchen der Rheinstrom wurzelt, sind unter dem Namen Vorder-, Mittel- und Hinterrhein bekannt genug. Jeder derselben hat seine eigenen Quellen. Einige nehmen nur einen Vorder- und Hinterrhein an, indem sie den Mittelrhein als einen der vielen Zuflüsse des Vorderrheins betrachten. Den drei Wurzelbächen entsprechen drei Alpenthäler, die von den nördlichen Aesten des Adula gebildet werden. Am westlichsten liegt das Tavetscher Thal, wo der Vorderrhein zwischen den Eishöhen des Crispalt und des hohen Baduz entspringt. Von den Gletschern des letztern ergießen sich drei kalte Ströme in den Tomasee, einen von himmelhohen Felsen umstarrten Wasserbehälter, aus welchem die Hauptquelle des Vorderrheins hervortritt. Oberhalb des Dörfchens Tamut vereinigt sich ihr ein anderer, im benachbarten Gämerthal entsprungener Bach, unterhalb ein dritter, der aus dem Cornerathal kommt. Bei der vormals gefürsteten Benedictinerabtei Disentis nimmt er den Mittelrhein auf und setzt dann mit unverändertem Namen seinen Lauf fort, bis aus der Vereinigung mit der dritten Wurzel, dem Hinterrhein, unser Rheinstrom hervorgeht.

Der Mittelrhein kommt aus dem wohl von ihm genannten Medelser- oder Liebfrauen-Thal, wo er auf dem Lukmanier, einem Aste des Gotthards im Thal Cadelimo entspringt. Auch er hat mehrere Quellen, die bei Stinsch zusammenlaufen und aus kleinen Seen kommen, die von den Wassern des Lukmanier getränkt werden. Darunter ist der See Dim bei St. Maria der bedeutendste.

Zwischen dem Mittel- und Hinterrhein liegen noch mehrere von andern Aesten des Adula gebildete Thäler: das Sumvixer-, das Lugnezthal, aus welchem der Glenner bei Ilanz, der ersten Stadt am Rhein, dem Vorderrhein zufällt, und Saffien, „das Land schöner Weiden," dessen großer Rabiusa genannter Bach durch das Versamtobel in das gleiche Bette sich ergießt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Oestlicher und südlicher als die genannten Bergwasser entquillt der Hinterrhein, die mächtigste Wurzel des Stroms. Unter dem ungeheuern Mantel des Rheinwaldgletschers verbirgt er unerschöpfliche Quellen. Zwölf Bäche durchbrechen die Eismassen dieses 8 Stunden langen Gletschers, um sich in weiten Bogen in einen tiefen Schlund zu stürzen. Außer ihm sind der Hinterrhein- und der Moschelhorngletscher die bedeutendsten dieses Thals. Paradies und Hölle grenzen hier hart an einander. Jenen Namen führt nämlich eine Gegend bei dem Dorfe Hinterrhein, die nur aus Schneefeldern und Felsblöcken besteht; diesen ein daneben befindlicher bodenloser Abgrund.

Von den Felsenhörnern, die das Rheinwaldthal von allen Seiten einschließen, erheben sich einige mehr als 10,000 Fuß über das mittelländische Meer. Das Tambohorn, jenseits des Splügen, wird vom Dom zu Mailand aus gesehen. Es selber gewährt denen, die es zu ersteigen wagen, eine unermeßliche Aussicht. Von diesen ewigen Firnen stürzen sich unaufhörlich Lawinen auf die Gletscher herab, deren wohl vierzig das Rheinwaldhorn umstarren.

Vor meiner Reise nach der Schweiz hatte ich ganz unrichtige Vorstellungen von Gletschern sowohl als von Lawinen. Ich finde, daß es Andern auch nicht besser ergeht. Solche Begriffe werden von Schriftstellern verbreitet, die nie die Regionen des ewigen Schnees betreten haben. Gletscher dachte ich mir als himmelhohe Eisberge, von welchen ich die Lawinen herabrollen, nicht herabstürzen ließ. Von dem Bezug beider auf die Bildung der Ströme hatte ich keine Ahnung. Ein Gletscher ist aber kein Eisberg, sondern ein abschüssiges Thal, eine Schlucht zwischen zwei schneebedeckten Gebirgen. Die Lawinen kommen nicht von den Gletschern, umgekehrt sind es gerade die Gletscher, auf welche die Lawinen sich niederzustürzen pflegen. Leider wandeln sie oft ungewohnte Wege und richten dann jene furchtbaren Zerstörungen an, durch welche sie der Schrecken der Alpenwohner sind.

Ebenso falsch ist die Vorstellung, als ob die Lawinen sich beim Niedersturz gleich Bällen oder Kugeln um ihre eigene Achse drehten. Ihre Fortbewegung ist mehr ein Rutschen als ein Rollen. Wir könnnen etwas Aehnliches in unserer Heimat beobachten, wenn im Winter beim Eintritt gelinderer Witterung der Schnee auf hohen Thurmdächern sich löst und hinabgleitet, wo auch der tiefer liegende weggeschoben, nicht aufgerollt wird. Sitzt der untere noch festgefroren auf dem Dache, so schabt ihn der obere im Hinabrutschen fort, wodurch die im Fall begriffene Masse sich häuft und an Volumen wie an Geschwindigkeit zunimmt. Die Erscheinung bleibt die nämliche, nur ist sie größer und furchtbarer, wenn sie sich auf den steilen Abhängen der Hochgebirge begiebt. Dann verkündet ein donnerähnliches dumpfes Getöse das Naturereigniß, und der Druck der Luft ist so heftig, daß er allein hinreicht, Häuser und Bäume niederzubrechen, Menschen und Vieh zu ersticken. Viel größer noch ist die unmittelbare Wirkung, die Dörfer und Wälder fort-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reißen, Ströme verstopfen und, wie es vom Glauben heißt, Berge versetzen kann. So begab es sich mit dem Dorfe Rueras, das nicht weit von Tiamut im Tgvetscher Thale liegt, wenige Stunden von der Quelle des Vorderrheins, daß es von einer Lawine fortgeschoben ward, und zwar zum Theil so sanft, daß die Einwohner am Morgen nicht begriffen, warum der Tag anzubrechen säume. Die Verschütteten wurden meist lebend hervorgegraben. Wenn die Lawinen rollend, nicht gleitend sich fortbewegten, so würden die guten Bewohner von Rueras durch den Umschwung wohl unsanfter geweckt und nicht so zahlreich gerettet worden sein.

Gletscher sind Eisströme, die sich in der Bergspalte zwischen ewigen Schneefirnen niedersenken. Dem Auge als erstarrte Flüsse von starkem Gefälle sich darstellend beginnen sie bei der Schneelinie und steigen allmählich herab zu den Wohnungen der Menschen. Nichts reizt darum so sehr zum Nachdenken als der Anblick der Gletscher. War dieß ursprünglich flüssiges Element, was brachte es plötzlich zum Erstarren? Und war es von Anfang an starr, wie gerieth es in Fluß?

In der Thalrinne zwischen hochragenden Felshörnern sammelte sich der von ihnen niederfallende Schnee, sei es daß ihn Sturmwinde anhäuften, oder daß er in Lawinen niederstürzte. Diese Schneemasse wandelte sich, indem sie das Thal niederglitt, in Eis, zum Theil auch in Wasser, das von jenem bedeckt, nur durch die Spalten und Schründe des Eisgewölbes noch gesehen und gehört wird. Die Umwandlung des Schnees in Eis begab sich allmählich durch Aufthauen und Wiedergefrieren. Von oben wirkte die Sonnenhitze, von unten und von den Seiten die Erdwärme. Der Schnee begann zu schmelzen; aber von der Nachtkälte ergriffen, gefror er. So bildeten sich Eispaläste, die von Niemand als von dem Flußgotte bewohnt werden, der unten aus der krystallenen smaragdgrünen Grotte den fertigen Strom entläßt. Ist dieß die Urne, welche die Alten ihren schilfgekrönten Graubärten von Flußgöttern in die Arme gaben?

Die Gletscher, unerschöpfliche Quellen der Flüsse, können selbst schon als deren Anfänge betrachtet werden. Wir nannten sie Eisströme, denn sie sind, wenn auch unmerklich, im Strömen, im Fortrücken begriffen. Die obere Masse, die beständig neuen Zuwachs erhält, drückt auf die tieferliegende, bis die unterste Stütze, an der Erdfläche geschmolzen und vom Wasser unterfressen, zusammenbricht, worauf mit krachendem Getöse der ganze Gletscher durch seine eigene Schwere fortgeschoben wird. Eine Reihe von Jahren mag aber darüber hingehen, bis die Eismassen, aus welchen der heutige Rheinwaldgletscher besteht, geschmolzen das Rheinthal hinabflossen und aus den Lawinen des Adula ein neuer, dem heutigen vielleicht sehr unähnlicher Gletscher hervorging.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Graubünden.

Rhätien hieß das Land, eh es durch den in den obersten Rheinthälern gestifteten grauen Bund den heutigen Namen erhielt. Auch Graubünden hat seine Telle u. s. w., ihre Namen sind nicht zu gleicher Berühmtheit gelangt; nicht um Ruhm ja traten sie zusammen, sondern für ihr Volk, und dieß erfreut sich noch heute der von ihnen begründeten Freiheit. Die Geschichte könnte der Namen ganz entbehren, viele Wohlthäter des Menschengeschlechts nennt sie nicht; die Sage ist dankbarer, sie behält uralt ehrwürdige, der Geschichte entfallene Namen, und im Fall der Noth setzt sie den einen statt des andern. Oft aber borgt die Geschichte, die ärmere Schwester, von der Sage, bis die Kritik hinzutritt und jeder ihr Eigenthum wieder zuweist. Mit Recht hat man neuerdings Tells Apfelschuß aus der Geschichte in die Sage verwiesen, ja selbst Tells wie Geßlers Dasein geleugnet. Lange vor dem Schweizerbunde war der Apfelschuß in deutschen Heldenliedern von Eigel dem Schützen, dem Bruder Wieland des Schmiedes, besungen. Noch mehr findet sich in Palnatokes Sage bei Saxo Grammaticus, was später von Tell erzählt ward. Wenn aber die Sage aus lebendiger Anschauung den Sohn der Alpen schildert, wie er das Leben täglich für sich und andere wagt, und doch der Dränger Unbill langmüthig erträgt, und nur wenn er aufs Aeußerste gebracht wird, zu dem sichertreffenden Pfeile greift, ist das nicht auch Geschichte? Aber leugne man immer die Telle, die Eidgenossenschaft freier Schweizer bleibt eine unleugbare Thatsache. So möge auch Graubündens Freiheit noch blühen, wenn einst der Dolch der Kritik die Namen der Männer getroffen hat, die zu ihrer Gründung den ersten Anlaß gaben.

Der Geist der Freiheit weht am ganzen Rhein, von den Quellen zu den Mündungen: der Schweizer ist nicht freier als der Friese; beide nicht freigesinnter als die zwischen ihnen im Rheinthal wohnenden Völker. Aber in der Schweiz und in Rhätien waren die Landvögte und Castellane früher bedacht, das Volk zu drücken und zu drängen, bis der lang gesponnene Faden seiner Geduld entzweiriß.

Im Schamserthal, dem der kaum entsprungene Hinterrhein aus dem Rheinwaldthal in schönen Wasserfällen durch die Bergenge Roffeln zueilt, liegt auf einem hohen Felsen die feste Bärenburg. Jenseits, doch tiefer unten, lag in Donat, dem Hauptort des Thals, das Schloß Fardün. Beide ließ Graf Heinrich von Werdenberg zu Sargans durch seine Castellane verwalten. Diese sollen die Menschheit gehöhnt und das Volk unleidlich gedrückt haben. Der auf der Bärenburg zwang die Bauern, mit dem Vieh aus dem Schweinstrog zu essen; der von Fardün trieb den Landleuten seine Heerden in die Saat. Schweigend ertrug es das Volk, bis Johannes Caldar des Castellans Pferde, die man ihm in die Saat schickte, erstach. Das sollte er in Ketten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

büßen; aber die Seinigen lösten ihn mit schweren Summen. Denn Johannes Caldar war vermögend und edeln Geschlechts; aber selbst Edle schonten die Unterdrücker nicht.

Als Johannes Caldar mit den Seinen, die ihn befreit hatten, zu Tische saß, trat der Castellan von Fardün in's Gemach. Den Eintrittsgruß blieb er schuldig; statt dessen spuckte der Uebermüthige in den Brei, der den Tischgenossen zum Male bereitet stand. Da ergrimmte Caldar, faßte den Wütherich ins Genick, drückte sein Haupt in die besudelte Speise und zwang ihn, den Topf selber zu leeren. Ob er noch strengere Rache an ihm genommen, wissen wir nicht; aber das aufgerufene Volk stürmte den Zwinger, Fardün und Bärenburg wurden gebrochen und der Grund zu der Freiheit des Thals war gelegt. Vielleicht fielen damals auch andere benachbarte Burgen. Von Hohenrealt wird erzählt, daß der letzte Zwingherr, als er von den Schamsern und seinem Volk belagert das Schloß nicht länger halten konnte, sich mit seinem Pferde von der senkrechten Felsenwand Tusis gegenüber in den Rhein hinabgestürzt habe; eine That, eines bessern Thäters werth.

Einen andern Vorfall, der zur Befreiung Hohenrhätiens Veranlassung ward, sei uns erlaubt mit Zschockens wenig veränderten Worten zu berichten: „Im hohen grünen Thale des Engadin, von dessen Gletscherhöhlen der Innstrom hervorbraust gegen Tyrol, war die Burg Gardovall, auf dem Felsen ob dem Dorfe Madulein, der Schrecken des Landes. Der grausame Castellan von Gardovall sah eines Tages die Schönheit eines Mägdleins aus dem gegenüberliegenden Dorfe Camogask. Und er schickte seine Knechte hinüber, die sollten ihm das Mägdlein zuführen. Da erschrak des Mägdleins Vater und die Tochter verzweifelte fast. Der Vater aber faßte ein Herz und sprach zu den Knechten: Saget dem gnädigen Herrn, ich werde ihm mein Kind zum Morgen selber ins Schloß bringen. Als sie fort waren, lief der Vater zu seinen Nachbarn und Freunden, erzählte was geschehen sei und rief: „Sind wir, Menschen, dieses Herrn Vieh?“ Da kochte Zorn in Aller Brust und sie schworen in der Nacht zusammen, dem Elende des Thals ein Ende zu machen oder unterzugehen.

„Im Frühschein führte Adam, der Camogasker, seine schöne Tochter in Feierkleidern wie eine Braut geschmückt nach Gardovall. Einige der Verschworenen folgten wie im Brautgeleite; andere hatten sich um das Schloß im Hinterhalte versteckt, alle bewaffnet.

„Kaum sah der Castellan das Mägdlein ankommen, so sprang er fröhlich von den Stiegen des Schlosses nieder und wollte die Unschuld vor den Augen des Vaters umarmen. Da zuckte Adam von Camogask das Schwert und stieß es in das Herz des Ungeheuers. Er und die Seinigen stürmten in die Burg, erschlugen die Knechte, gaben das Zeichen der Freiheit aus den Fenstern und der Hinterhalt drang nach. Gardovall ging in Flammen auf. Frei war die Landschaft unter den Innquellen von der Gewaltherrschaft des Zwingherrn.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bis hieher wissen wir die Namen der Handelnden, der Dränger wie der Bedrängten; und doch sind dieß nur vereinzelte Vorfälle, die ohne das, was sich weiterhin Dauerndes begab, ebenso erfolglos dastehen würden, wie Tells Schuß in der Geschichte der Waldstädte. Nicht in der hohlen Gasse, auf dem Rütli ward der Schweizer Freiheit gegründet. Und so ward Hohenrhätien nicht auf Gardovall, noch in Johannes Caldars bescheidenem Gemach befreit, sondern im einsamen Walde bei Truns, zwischen Disentis und Ilanz, am Vorderrhein. Die Namen der kühnen Männer, die hier bei stiller Nacht tagten, und des Landes Freiheit beriethen, kennen wir nicht; doch meldet die Sage, sie seien Vorsteher der Dorfschaften, wohlbetagte Männer mit langen grauen Bärten gewesen. Noch will man auf der nahen Wiese von Tovanosa in den Ritzen der Felsen die Nägel bemerken, an welche die freien Männer ihre Brotsäcke hingen, da sie bei der Quelle lagernd, die mitgebrachten Vorräthe verzehrten. Dem weisen Abt von Disentis, Herrn Peter von Pontaningen, wird nachgerühmt, daß er ihr Unternehmen begünstigt und befördert habe. Durch seine Vermittlung kamen 1424 die Vornehmen und Gemeinen des Landes in Truns vor der Capelle St. Annen unter freiem Himmel, bei der großen Linde, wie des Landes Sitte ist, zusammen, hoben die Hände auf und beschworen den sogenannten grauen oder obern Bund, der noch besteht und bestehen soll, so lange Grund und Grat steht, das heißt, so lange Thäler und Berge sind. Von diesem Bunde heißen die Rhätier Graubünder; aber ungewiß, warum der Bund grau genannt wird: ob die höchsten Alpen, in deren Angesicht er geschlossen ward, damals graue (Alpes grajae?) hießen, oder ob das Volk sich in graues Tuch kleidete. Mitwirken mochte wohl der Gegensatz gegen den auf Veranlassung des Bischofs von Cur früher geschlossenen Gotteshausbund, welcher von der Tracht der Geistlichen der schwarze hieß. Späterhin bildete sich noch ein dritter, von den zehn toggenburgischen Gerichten in Rhätien genannter Bund; aber der Name Graubünden ging auf alle rhätischen Landschaften, selbst auf diejenigen über, die ursprünglich zum schwarzen Bunde gehört hatten.

Via mala.

Mit Zillis, dem letzten Ort in dem freundlichen Schamserthale, schließt dieses völlig ab. Ein furchtbar hohes Gebirge, das von dem Piz Beverin zum Mutterhorn streicht und das Schamser- von dem fruchtbaren Domleschger Thal trennt, schiebt sich plötzlich vor und sperrt dem Rheine wie dem Wanderer die Straße. Jener findet aber einen Ausweg durch eine Bergspalte, das verlorne Loch genannt, die vielleicht einst ein Erdbeben in das Gestein riß; dieser muß sich, um weiter zu kommen, der berüchtigten via mala bedienen. Letztere ist zwar seit dem neuen Wegbau vom Jahre 1817 nicht mehr gefährlich, dennoch wird sie Niemand ohne Schaudern zurücklegen. Auf einer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Strecke von dreiviertel Stunden mußten die Felsen neben den tiefen Abgründen des verlornen Lochs gesprengt werden, um einen Weg zu gewinnen. Dreimal wechselt dieser auf der rechten und linken Seite der Schlucht, welche durch Brücken verbunden sind, von welchen die mittelste 400 Fuß hoch über dem in der tiefen Spalte kaum sichtbaren, kaum hörbaren Rhein hängt. Ueber der Brücke thürmen sich die Felsen noch himmelhoch, unter ihr stürzt sich der Rhein in die Bergenge, die ihn zwängt, mit Aechzen und Stöhnen von Fels zu Fels; aber auf der hochschwebenden Brücke erreicht fast kein Laut davon des Wanderers Ohr. Mit einer so gewaltigen Natur durfte es der Mensch aufnehmen! Weit gefährlicher sieht diese Brücke sich an, mehr Kunst und Kühnheit gehörte dazu, sich über diese Schlünde zu wölben, als die unter dem Namen der Teufelsbrücke verrufene über die Reuß. Und so ist auch der Galerie bei Rongella, die 216 Fuß lang, 15 Fuß breit und 10 Fuß hoch durch Felsen gesprengt werden mußte, das Urnerloch nicht zu vergleichen.

Domleschgerthal.

Ueberrascht tritt der Wanderer bei Tusis, am Fuße des Heinzenberges, den der Herzog von Rohan den schönsten Berg der Welt nannte, aus dem verlornen Loch. Hier öffnet sich das reiche Domleschgerthal, von Tomils, einem unbedeutenden Dorfe, Tomiliasca genannt, was dann in Domleschg übergieng — ein Wink für die Leser Johannes von Müllers, der sich immer der seltnern lateinischen Form bedient. Zweiundzwanzig Dörfer bald am Ufer, bald auf dem Gebirge, und fast eben so viel zum Theil noch bewohnte Schlösser und Burgen beleben diese schöne, fruchtbare Gegend, wo die ersten Reben an den Ufern des Rheins gezogen werden. Die weiße Albula und die schwarze Nolla fließen hier dem Rheine zu, welchen letztere durch den Mergelschiefer, dessen aufgelöste Bestandtheile sie massenweise bei sich führt, nicht nur bis über Graubünden hinaus schwärzt, sondern oft sogar zu verstopfen droht.

Am Ende des Thals bei Reichenau vereinigen sich die beiden Arme des Rheins und bilden schon einen Strom, der die Breite von 256 Fuß hat, der jedoch seines ungestümen Laufs wegen noch nichts als Flöße trägt; Schiffe würde er zertrümmern*). Reisebücher empfehlen die Vereinigung dieser Gewässer von der Terrasse des schön gelegenen Schlosses des Herrn Obersten von Planta anzusehen. Dieses Schloß ist auch durch die Schule merkwürdig, welche der Bürgermeister von Tscharner der ältere für eine kurze Zeit in demselben angelegt hatte. Hier war es, wo Ludwig Philipp, der letzte (?) König der Franzosen, während seiner Verbannung unter einem angenommenen Namen die französische Sprache und die Anfangsgründe der Mathematik lehrte,

*) Et navigari ab ortu poterat primigenio copiis exuberans propriis, ni ruenti curreret similis potius quam fluenti, sagte schon Ammianus Marcellinus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie er sich selbst, von seinen Schülern umgeben, in einem Gemälde darstellen ließ, das im Palais-royal gezeigt ward.

Cur.

Schon oberhalb Cur (Curia, Coire), zu Disentis, wo der Mittelrhein sich im Vorderrhein verliert, haben wir eine Abtei angetroffen, von deren Stiftung noch späterhin die Rede sein wird. Es war also nicht streng richtig, wenn Kaiser Maximilian Cur das oberste Stift in der langen Pfaffengasse, dem Rheinthal, nannte. Allein er scheint dabei an einfache Klöster und Abteien, selbst wenn sie gefürstet hießen, nicht gedacht zu haben, wie er denn auch das mächtige St. Gallen überging. Er sprach nur von Bisthümern, und so verstanden ist das gewählte Beiwort viel unbedenklicher, als wenn er Constanz das gröste, Basel das lustigste, Straßburg das edelste, Speier das andächtigste, Worms das ärmste, Mainz das würdigste und Köln das reichste nannte. Aber mit wie vielen berühmten und weitherrschenden Stiftern verdiente das Rheinthal einst den Namen der Pfaffengasse, die doch noch keine Bisthümer waren! Und selbst unter diesen ist Trier vergessen, vermuthlich weil sein Sitz nicht am Rheine lag. Um das Beiwort wäre Kaiser Max nicht verlegen gewesen: er hätte es das älteste genannt.

Erst unterhalb Cur, dieser Hauptstadt Graubündens, nimmt der Rhein, durch die aus dem Schalfickerthal heranströmende Plessur verstärkt, einige Schiffbarkeit an. Den folgenden Zufluß, welchen er dem alten Bade Pfeffers gegenüber durch die Gebirgswasser des Lanquart empfängt, erwähne ich nur, um eines unserer liebenswürdigsten Dichter zu gedenken, des trefflichen J. Gaudens von Salis-Seewis, der in Malans wohnt, einem kleinen Flecken bei der Mündung des Lanquart. Nicht weit davon liegt auch sein Geburtsort Seewis, von dem seine Linie heißt, und Schloß Marschlins, das Erbe seiner Väter.

Grafschaft Vaduz.

Die folgenden Gegenden hat ein anderer deutscher Dichter beschrieben und keiner der unberühmtesten. Nachdem nämlich der Rhein Graubünden, seine Geburtsstätte, verlassen hat, bespült er links, schon von Pfeffers abwärts, St. Gallen, einen Canton der Schweiz, rechts eine zum politischen Verbande Deutschlands gehörige freie Grafschaft, deren Namen die Ueberschrift angiebt. Sie bildet einen für sich bestehenden Staat, den man mit Unrecht als Fürstenthum Lichtenstein aufführt, bloß weil er von dem Fürsten von Lichtenstein beherrscht wird, welcher diesen Namen von andern mediatisirten Besitzungen empfing. Als Besitzer der freien Grafschaft Vaduz, die das Glück hat, selbst auf Specialkarten unbemerkt zu bleiben, ist der Fürst von Lichtenstein sou-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

veränes Mitglied des deutschen Bundes so gut als der König von Preußen und der Kaiser von Oesterreich und hat wie diese Sitz und Stimme im Plenum der Bundesversammlung.

Der Leser hat sich unterdeß besonnen, welcher deutsche Dichter wohl die Grafschaft Vaduz beschrieben habe, und räth jetzt auf unsern zu früh verstorbenen Wilhelm Hauf, dessen Roman, die Lichtensteiner, jedoch in andern Gegenden spielt. So leicht war auch unser Räthsel nicht zu lösen: der Dichter, welchen wir meinen, hat dieß Ländchen beschrieben, ohne es zu nennen, und wenn wir seinen Namen hersetzen — er heißt Goethe — so bleibt dem Leser immer noch zu rathen, in welchem seiner Werke sich diese Beschreibung finde. Wir müssen ihm zu Hilfe kommen, denn ob wir ihm gleich zutrauen, daß er seinen Goethe aufmerksam gelesen habe, so riethe er doch vielleicht auf Hermann und Dorothea, auf die Wahlverwandtschaften, oder ein anderes naturschilderndes Werk des Dichters, und verfiele eher auf die Novelle, wer ist der Verräther? als auf die namenlose, welche das 15te Bändchen der Ausgabe letzter Hand enthält. Mit dieser noch nicht genug gewürdigten Erfindung hat sich der Dichter viele Jahre lang getragen. Die Idee dazu faßte er bald nach Vollendung seines Hermann, wie aus dem Briefwechsel mit Schiller hervorgeht. Er zweifelte aber, ob sich der Gegenstand mehr zur epischen oder lyrischen Behandlung eigne, ja einmal äußert er die Besorgniß, das eigentlich Interessante des Sujets möchte sich zuletzt gar in eine Ballade verflüchtigen. Schiller rieth ihm zu gereimter, strophenweiser Behandlung. Später enthält der Briefwechsel kein Wort mehr über diese Angelegenheit. Vermuthlich hat Goethe erst nach dem Tode seines Freundes den alten Plan wieder hervorgesucht, der sich ihm jetzt zur Novelle gestaltete. Diese spät gezeitigte Frucht des goetheschen Lebensbaums ist eine der köstlichsten und süßesten. Mehr darüber zu sagen ist hier nicht der Ort; wenn wir aber den Beweis liefern sollen, daß Vaduz der gewählte Schauplatz sei, so müssen wir den Leser ersuchen, einen Blick in die Novelle zu werfen. Wir sehen einen Fürsten und eine Fürstin in einem Schlosse residiren, das in einiger Höhe über dem Orte, jedoch tief unter den hohen Ruinen der alten Stammburg liegt. Der Ort wird zwar eine Stadt genannt, da doch Vaduz nicht viel mehr als ein Flecken ist; aber es fragt sich, ob der Dichter nicht Ursache hatte, in diesem einem Punkte, der vielleicht befremdet hätte, von der Wirklichkeit abzuweichen. Alles Uebrige stimmt überein. „Der Weg," heißt es ferner bei dem Luftritt nach der Stammburg, „führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte." Wer sieht nicht, daß der Rhein gemeint ist? Siegmaringen, das einzige Fürstenthum, das die Donau durchfließt, hat keine Stammburg, wie die geschilderte. Wenn aber der Rhein gemeint ist, so liegt kein anderes Fürstenthum an dem noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Flusse. Die Deutung auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rudolstadt, für das man sich jetzt entscheiden will, würde sonst passen, aber wann wird die Saale zum größten Strome?

Was ist aber hiermit für den Dichter oder für die Gegend gewonnen? Für den Dichter nichts, als das wir sehen, wie er eine schöne durch Natur und Geschichte verherrlichte Gegend in sich aufzunehmen und verschönert wieder hervorzuzaubern verstand. Für die Gegend viel, denn sie kann nur gewinnen, wenn wir sie mit den Augen des Dichters betrachten. Goethes eigenthümliche Gabe zu landschaftlichen Schilderungen ist schon öfter bemerkt worden, ein geistreicher Franzose schreibt ihm deshalb ein panoramisches Talent zu; ein Ausdruck, an dem der Dichter seine Freude nicht verbergen konnte. Aber nirgends tritt dieß Talent außer in Hermann und Dorothea glänzender hervor, als in der fraglichen Novelle. Wie anschaulich wird uns z. B. die alte Stammburg geschildert! Doch wir widerstehen der Versuchung die Stelle mitzutheilen.

Toggenburg.

Der Deutsche nimmt es übel, wenn man von Goethe spricht, ohne auf Schiller zu kommen. Allerdings wäre dazu die schicklichste Gelegenheit bei der Hand, indem das der Grafschaft Vaduz gegenüberliegende Toggenburger Land wohl laut genug an ihn mahnt. In der That kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß hier, und nicht am Niederrhein bei Rolandseck, wie Reisebücher noch immer fälschlich melden, die Scene von Schillers Ritter Toggenburg zu suchen ist. Nicht in Nonnenwerth, sondern im Kloster Fischingen bei Toggenburg weilte die Liebliche, in deren Nähe sich der Toggenburger nicht eine Burg, wie Rolandseck gewesen ist, sondern eine Hütte baute. Mit dem Namen des Toggenburgers, nicht Rolands, des Paladins, nennt der Dichter seinen Helden, ja er läßt über dessen Heimat keinen Zweifel übrig in den Worten:

Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz.

Dazu kommt noch, daß sich in Toggenburg eine Begebenheit zugetragen hat, welche die Ballade veranlaßt haben könnte. Wir meinen die wunderbare Geschichte der heiligen Itha, von welcher es ein sehr verbreitetes deutsches Volksbuch giebt, und die in allen katholischen Ländern als Legende gang und gäbe ist. Sie hat eine sehr nahe Verwandtschaft mit der von der heiligen Genovefa, erinnert aber zugleich an Rossinis Gazza ladra. Kürzer als mit den Worten Johannes von Müllers wüßten wir sie nicht zu berichten:

„Ein Rabe entführte der Gräfin Idda von Toggenburg, des Geschlechts von Kirchberg, ihren Brautring durch ein offenes Fenster: ein Dienstmann Graf Heinrichs fand ihn und nahm ihn auf; der Graf erkannte ihn an dessen Finger. Wüthend eilte er zu der unglücklichen Idda und stürzte sie in den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Graben der hohen Toggenburg; den Dienstmann ließ er an dem Schweif eines wilden Pferdes die Felsen herunterschleifen. Indeß erhielt sich die Gräfin an einem Gebüsch, wovon sie in der Nacht sich losmachte; sie ging in einen Wald und lebte von Wurzeln und Wasser im Glauben an den Retter der Unschuld. Als letztere klar geworden, fand ein Jäger die Gräfin Idda. Allein obschon Graf Heinrich viel bat, wollte sie nicht mehr bei ihm leben, sondern blieb still und heilig in dem Kloster zu Fischingen."

Der Schluß hat unstreitig einige Uebereinstimmung mit der Ballade. Aber Valentin Schmidt geht wohl zu weit, wenn er behauptet, daß man die hohe Vortrefflichkeit des schillerschen Gedichts nur würdigen könne, wenn man diese Legende lebhaft im Gedächtniß habe. Er glaubt nämlich, die Ballade setze die Legende voraus. Doch hören wir ihn selber:

„Die schwergekränkte Gattin, deren Unschuld endlich anerkannt ist, spricht die erste Strophe zu dem von Reue, Scham und Sehnsucht nach Wiedervereinigung still weinenden Gatten. Das heftig in die Arme Pressen beim Abschiednehmen deutet auf das frühere eheliche Verhältniß, welches seit jener furchtbaren Störung nach Iddas Willen nunmehr einem unvergänglichen Bunde auf immer weichen muß. Der Zug des Ritters gegen die Ungläubigen, zugleich um Buße zu thun und Ruhe zu gewinnen, erreicht wenigstens den letzten Zweck nicht. Die Neigung zur früher gemißhandelten und verstoßenen Gemahlin nimmt nur zu. Nicht länger als ein Jahr hält er es aus in der Ferne. Dann kehrt er zurück voll der irdischen Hoffnung, sie begütigt und versöhnt zu finden. Aber erst jetzt tritt der echte und fruchtreiche Schmerz ein, und mit ihm die wahre Reue und Buße. Die Nonne kann nicht wieder zur Ehefrau werden, jeder Weg, die irdische Neigung zu befriedigen, ist zerstört, und so muß sich auch des Ritters Trieb, welcher nach dem Besitz selbstisch haschte, nothgedrungen in einen nicht sinnlichen verwandeln. Allein sehr entfernt ist er noch von der Leidenschaftlosigkeit und heitern Seelenruhe Iddas. Sie

„des Himmels Braut"
sie „die Gott getraut"

ist ein ruhiges engelmildes Bild, durch dessen erquickenden Anblick nur sein Hinaufschwingen zum Ewigen vermittelt wird. Ihm allein, ohne ihre kräftigende Nähe würde dieß nicht gelingen."

Obwohl ich der Meinung bin, daß Schillers Gedicht für sich allein recht wohl bestehen könne, und der Beziehung auf die Legende nicht bedürfe, um als vortrefflich gewürdigt zu werden, so mag es doch Stimmungen geben, wo wir die sentimentale Liebe des Toggenburgers, der sich und die Welt so ganz über einer Geliebten vergißt, die ihn ohne allen Grund verschmäht, mit unsern Begriffen von männlicher Würde nicht im Einklang finden, wo uns daher seine völlige Hingebung an dieselbe bis in den Tod erklärlicher scheinen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

würde, wenn wir sie mit dem Gefühl der Reue und dem Bedürfniß der Buße zu verbinden wüßten. In einer solchen Stimmung war es vielleicht, daß ich mich verleiten ließ, die Legende der heiligen Itha, wie sie das Volksbuch meldet, als Einleitung zu Schillers Ritter Toggenburg zu behandeln. Um die genaue Verbindung der Legende mit der Ballade zu zeigen, auf welche es dabei abgesehen war, setze ich auf meine Rheinsagen verweisend, die letzte Strophe jener hieher und lasse ihr die erste der Ballade unmittelbar folgen. Der Leser, dem die folgenden Strophen im Gedächtniß sind, wird nun im Stande sein, sich für oder wider eine solche Verbindung zu entscheiden:

„Kannst du dennoch mir vergeben
(Selig ist Verzeihn),
Als dein Diener will ich leben,
Will dein Knecht nur sein.
Ja, ich les' in deinen Augen,
Daß du mild vergiebst;
Aber soll mir Gnade taugen,
Sprich, ob du mich liebst?"

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz;
Fordert keine andere Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich euch erscheinen,
Ruhig gehn sehn:
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn." u. s. w.

Vorarlberg.

Gleich hinter der Grafschaft Vaduz stößt das österreichische Vorarlberg an den Rhein und weiterhin an den Bodensee, der von dessen Hauptstadt Bregenz den ältesten seiner vielen Namen herleitet. Die wichtigsten Punkte, die uns hier begegnen, sind Feldkirch an der Iller, die aus dem Montafuner Thal herkommt und bei der Rothau in den Rhein fällt; Rangkwyl, ein uralter Ort, dessen Gerichtsbarkeit sich einst bis nach Sickingen erstreckte, Ems, mit dem gleichnamigen Bade und den Schlössern Alt- und Neuhohenems, von welchen jenes einst für unüberwindlich galt. Merkwürdig ist darin, außer seiner herrlichen Lage, ein Felsenbrunnen, dessen Wasser, wenn es verunreinigt oder zu unsauberm Gebrauch verwandt wurde, sich auf vierzehn Tage verlor, was sonst bei der höchste Dürre nicht zu geschehen pflegte. Als unsauber soll ihm aber auch der Gebrauch zum Waschen gegolten haben. Hierüber wird es mit den Frauen, die glücklicherweise die Reinlichkeit in einem andern Sinne verstehen, sich überworfen haben. In der Nähe liegen endlich auch die Trümmer von Montfort, zu deutsch Starkenburg, dessen Grafen einst als mächtige Dynasten die Gegend weitumher beherrschten.

Wir sahen erst den Mittelrhein, dann den Glenner und die Rabiusa, zuletzt den Hinterrhein dem Vorderrhein zufließen; dem vereinten Strom zollte dann die Plessur, hierauf der Lanquart, endlich der Illerfluß. Alle diese Gewässer kommen von der rechten Seite her; wir hörten nicht, daß das linke Ufer seine Wasser vermehrt habe. Auf dieser Seite ist die wüthende Tamina, die aus dem Calfeuserthal kommt, an der Heilquelle und der berühmten nun aufgehobenen Abtei von Pfeffers vorbeibraust, und sich bei Ragaz,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Maienfeld gegenüber, mit ungestümer Heftigkeit in den selbst noch stürmischen Rhein wirft, das einzige namhafte Wasser, das auf der ganzen Strecke von der Quelle des Vorderrheins bis zum Bodensee in den Rhein mündet. Alle andere dem Rhein links entspringenden Quellen scheidet von ihm das ihm gleichlaufende, nur in der Ebene von Sargans sich senkende Gebirge. Dieß bildet jedoch nur die Wasserscheide zwischen dem Rhein und dem Rhein, und alle jene Flüsse, die ihn erst zu vermeiden schienen, die Lint, die Sernft, die Seez, die Thur, die Sitter, fallen ihm doch endlich zu. So die Seez, die sich dem Rhein bei Mels oberhalb Sargans nähern zu wollen schien, sich aber plötzlich wendet und dem Wallenstädter See zufließt, dessen Wasser durch den Lintkanal mit dem Zürchersee, wie dieser durch Limmat und Aar mit dem Rhein in Verbindung stehen. Ein weiter Umweg! Doch diese Flüsse thun weise, sie sehen, daß es dem Rhein bei seiner bevorstehenden Mündung in den Bodensee an Wasser nicht fehlen werde, und versparen ihm das ihrige für eine Zeit, wo er es mehr bedürfen wird. Welchen Glauben aber die von Einigen ausgesprochene Vermuthung verdiene, daß der Rhein einst nicht durch den Bodensee geflossen sei, sondern sich in der Ebene von Sargans links gewendet und den Weg wie heute die Seez durch den Wallenstädter- und Zürchersee genommen habe, das mögen Naturkundige entscheiden.

Das oberste Rheingau.

Ueber dem Städtchen Werdenberg liegt das gleichnamige Schloß, der Stammsitz des Grafengeschlechts, dessen wir in der Geschichte des grauen Bundes gedacht haben. Von Werdenberg gelangt man in dritthalb Stunden nach Wildhaus, dem höchst gelegenen toggenburgischen Ort, am Fuß des Sentis, bei den Quellen der Thur. Hier wurde 1484 Ulrich Zwingli geboren.

Der auf dem linken Rheinufer von Hohensax in der Grafschaft Werdenberg bis zum Bodensee Vorarlberg gegenüber gelegene Landstrich wird im engsten Sinne das Rheinthal (vallis rheni) genannt. Als ein schönes und fruchtbares Weinland führt es auch den Namen Rheingau, obwohl es mit dem unter Mainz nicht zu verwechseln ist, ein Irrthum, in den doch wirklich ein Schriftsteller verfallen sein soll. Der Hauptort dieses obersten Rheingaus ist Rheineck, welcher Name uns gleichfalls noch öfters begegnen wird. Von ihm wird es auch das Rheineck genannt. Dieses Thal, das nur wenige Stunden Breite hat und allmählich gegen den See hinabsteigt, genießt eines milden Klimas und blüht den heißen Küssen der Sonne mit üppigem Pflanzenwuchs entgegen. Dieß sind nicht mehr die undankbaren Felsen des hohen Rhätiens, wo es nur Wiesen und Weiden gab, hier reift in Fülle Weizen und Korn, Haine von Obstbäumen umgeben jede Ortschaft, ein süßer Most springt von der Kelter und hoch über den Weingärten findet die Heerde noch reichliche Weide. Ein Kenner des Schönen, des landschaftlichen insbesondere, der selbst bis jetzt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine der reizendsten Gegenden bewohnte, Herr Joseph von Laßberg, weiland auf Eppishusen, urtheilt von diesem Rheinthale, es sei das schönste Thal Deutschlands. Wirklich liegt es den Wundern der Alpenwelt noch nahe genug, um entzückte Blicke hinein zu gestatten, und doch in behaglicher Ferne von ihren Schrecken. Die lauen Lüfte des Rheinthals, die im Lenz manche Nachtigall wecken mögen, säumten nicht, auch menschliche Kehlen zum Gesange zu stimmen. Hier nicht minder als in den benachbarten Thälern der Schweiz blühte schon im 13. Jahrhundert das Minnelied und die erzählende Poesie. Zwei Glieder des Hauses Hohensax, bei dessen Stammburg das Rheinthal beginnt, Herr Heinrich von Sax und Bruder Eberhard von Sax, ein Mönch des Ordens der Prediger, so wie Konrad von Altstetten, der freundlichen Stadt in der Mitte des Thals, finden wir unter den bessern Liederdichtern jener Zeit. Ferner soll der Hardegger aus einer der Burgen über Marbach stammen. Die Heimat Friedrichs von Husen, nach der er, vielleicht im gelobten Lande, so manches Lied voller Sehnsucht sang, ist jetzt in der Gegend von Mannheim nachgewiesen, sonst suchte man sie im Rheinthal in der Nähe der Felsen, wo König Dagobert als Grenzzeichen seines Reiches einen halben Mond einhauen ließ. Hier öffnet sich bei der Au ein liebliches Thal, in welchem oberhalb Bernang eine alte Burg Husen lag. Die Lieder dieser ritterlichen Sänger sind uns in der sogenannten manessischen Sammlung erhalten, welche selbst lange Zeit im Besitz des freiherrlichen Hauses von Hohensax gewesen ist. Wäre jener Hans Philipp von Hohensax, dessen unverweste Leiche noch heute in der Kirche zu Sennwald den Reisenden gezeigt wird, nicht 1559 von seinem Neffen Ulrich Georg meuchlerisch ermordet worden, so würde wohl jene kostbare Handschrift Deutschland nicht entfremdet und nach Paris verschleppt worden sein. Die verwittwete Freiherrin konnte dem dringenden Verlangen des Kurfürsten von der Pfalz, den Codex für seine Bibliothek zu gewinnen, in Berücksichtigung der Verhältnisse ihres Mannes zum pfälzischen Hofe, nicht widerstehen, und so blieben die Bemühungen des gelehrten Schobinger, der den Liederschatz seiner Heimat zu erhalten wünschte, erfolglos; der Versuch aber, wenigstens eine Abschrift zurückzubehalten, kostete dem trefflichen Manne das Leben. In Heidelberg kam die Handschrift zwar unter den eigenen Schlüssel des Kurfürsten; aber eben darum lag sie wie im Gefängniß, aus dem sie bei der Einnahme Heidelbergs im Jahr 1622 nur erlöst wurde, um nach Paris zu wandern. Bei der zweimaligen Einnahme dieser Stadt hat man sie, wie so vieles andere, zurückzufordern vergessen. — Jener ermordete Freiherr, Zeit seines Lebens ein eifriger Protestant, hatte für die Freiheit der Niederlande gefochten und war mit genauer Noth der Blut hochzeit entronnen. Dennoch soll ihn sein unverwester Leichnam bei den abergläubischen Einwohnern der rechten Rheinseite in den Geruch der Heiligkeit gebracht haben. Sie wußten sich erst einzelne Finger zu verschaffen und entführten endlich den ganzen Leichnam als eine Reliquie, welche die ketzerischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sennwalder nicht genug zu schätzen wußten. Diese aber, um das Gegentheil zu beweisen, erhoben Klage, und die natürliche Mumie mußte ihnen ausgeliefert werden. Diesem freiherrlichen Hause Hohensax gehörte auch jener Ritter an, von welchem G. Schwab in der Ballade: die seltene Cur erzählt, daß er in der Schlacht durch den Hieb seines Gegners eines Gliedes beraubt wurde, das er gern entbehrte — seines Kropfs.

Dem Rheinthal gegenüber, im heutigen Vorarlberg, blühte um dieselbe Zeit, wie jene Liedersänger, Rudolf von Hohenems, Dienstmann zu Montfort, keiner der besten, aber auch der schlechteste nicht unter den erzählenden Dichtern jener Periode. Es ergieng ihm wie es heutzutage auch wohl einem Dichter ergeht, der seinen Reichthum lieber in Hellern und Pfennigen als in blanken Goldstücken besitzen mag. Oder wollte er zu viel Gewinn von seiner Meisterschaft ziehen? Das ist gewiß, die Leichtigkeit mit welcher er dichtete, verführte ihn ohne Ziel und Ende zu dichten. Wir besitzen von ihm außer einer gereimten Weltchronik in zahllosen Versen noch einen Alexander, eine Brautfahrt Wilhelms von Orleans und die weitläufige Legende von Barlaam und Josaphat. Ueberdies hat er noch vieles Andere von beträchtlichem Umfange, z. B. einen trojanischen Krieg, einen Schwanenritter und den von mir erneuten guten Gerhard von Köln gedichtet. Bei solcher Fruchtbarkeit wird es Niemand befremden, daß er die Gediegenheit jenes Dichters nicht erreichte, dem wir den Parzival und das Bruchstück vom Titurel verdanken; aber wie weit er hinter ihr blieb, so ist er doch leichter, und für denjenigen, der nicht viel mehr als geistreiche Unterhaltung sucht, angenehmer zu lesen als Wolfram. Wackernagel nennt ihn einen der vorzüglichsten erzählenden Dichter, während ihn Gervinus vielleicht zu tief herabsetzt. Was ihm am Meisten schadet ist die Nachahmung des unnachahmlichen Gottfried von Straßburg.

Wie Hohensax durch die sogenannte manessische Sammlung, die auf diesen Namen keinen Anspruch hat und besser die hohensaxische hieße, so ist Hohenems durch zwei Handschriften des Nibelungenliedes berühmt, die hohenems-münchische und die hohenems-laßbergische, von welchen letztere, obgleich sie die jüngste Ueberarbeitung des Textes enthält, doch als die älteste Handschrift gilt, während die erstere offenbar den ältesten Text in vielleicht jüngerer Handschrift überliefert. Nimmt man die dritte, einst dem großen Schweizer-Geschichtsschreiber Aegidius Tschudi gehörige Handschrift dazu, welche in dem benachbarten St. Gallen gezeigt wird, so konnte dieß und der aus dem Rheinthal nach dem Arlberg streichende Nibelgau in der rhätischen Mark wohl verführen, hier die Heimat des Liedes zu suchen. Dennoch hätte man der Versuchung widerstehen sollen.

Appenzell.

Steigt man im Rheinthal das Gebirge hinauf, so gelangt man in das Hirtenthal Appenzell, das jetzt als Enclave des Cantons St. Gallen, zu dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch das Rheinthal gehört, selbst einen Canton der Schweiz bildet. Von dem Flecken Appenzell am Sitterfluß, wo der Abt von St. Gallen sich eine Zelle erbaut hatte, empfieng das Ländchen den Namen. Aber gegen ihren Hirten, den Abt, wußten die Hirten Appenzells sich die Freiheit zu erfechten. Der Abt rief Oesterreich zu Hülfe, dessen Scharen aus Altstetten im Rheinthal den Berg an dem Stoß, wo jetzt die Capelle steht, hinaufrückten. Da trat Rudolf von Werdenberg, der Sohn des Grafenhauses, mit dem der vorige Abschnitt begann, zu den Appenzellern. Unter seiner Anführung schlugen sie die Schlacht am Stoß, die unentschieden blieb, bis den Appenzellern eine unerwartete Kriegsschar zu Hülfe rückte. Oesterreich floh; aber die Helfer waren die Weiber und Töchter Appenzells in Hirtenhemden gewesen.

St. Gallen.

Da wir uns einmal im Canton St. Gallen befinden, so dürfen wir nach dem Plan unseres Werkes die Legende des heiligen Gallus und die Anfänge der berühmten Abtei nicht übergehen, die auf die geistige Entwickelung Deutschlands von so großem Einfluß gewesen ist.

Schon unter der Römerherrschaft soll ein brittischer Königssohn, Namens Lucius, in diesen Gegenden das Evangelium verkündet haben. Noch trägt der Luciensteig, da wo er zwischen Graubünden und der Grafschaft Vaduz das rhätische Gebirge überschritt, um den Wildnissen des Hochlands zu predigen, seinen Namen. Neuerdings hat ihn die Kritik der brittischen Königskrone beraubt und zu einem ziemlich späten curischen Localheiligen herabgewürdigt, womit denn der Beweis für das frühe Christenthum dieser Gegenden schwindet. Auch in Helvetien hatte das Christenthum schon zeitig einigen Eingang gefunden; aber nach der Völkerwanderung mögen die ältesten christlichen Gemeinden durch das Uebergewicht der heidnischen Volksmenge und die Fahrlässigkeit der Priester wieder entartet sein. Der heilige Gallus und seine Gefährten, Mangold und Siegbert, waren dazu ausersehen, dem christlichen Glauben in seiner Reinheit die Herrschaft in Allamannien zu sichern. Aus fernen Landen, von der nördlichen Küste Irlands, wo der Vater des heiligen Gallus König der damals dort wohnenden Skoten gewesen sein soll, hatte sie der Glaubenseifer im Gefolge des heiligen Columban in die Schweizeralpen geführt. Doch nicht unmittelbar; sie hatten erst im Kloster zu Bangor in Wales verweilt, hierauf im Wasgau bei Lützel ein Kloster gebaut. Als die fränkische Königin Brunhilde sie von hier vertrieb, kamen sie nach Schafhausen, Zürich und Bregenz am Bodensee. Ueberall zerstörten sie die Götzenbilder und lehrten den wahren, einigen Gott. Hierauf trennt sich Siegbert von den Gefährten und kam in die Wildniß Hohenrhätiens. Da wo sich Vorder- und Mittelrhein vereinigen, stiftete er das schon erwähnte Kloster Disentis (lateinisch Desertum). Placidus, ein reicher Mann dieses Landes, schenkte dazu Güter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber Victor, der Präses Rhätiens, gedachte durch deren Einziehung die Kammer zu bereichern. Placidus widersetzte sich und rückte dem Präses außer diesem Unrecht noch manche Ungerechtigkeit vor. Dafür starb er den Märtyrertod. Aber die Strafe des Himmels ereilte den Wütherich: Victor ertrank und seine Söhne gaben zur Sühne des Unrechts nicht nur das entzogene Gut zurück, sondern noch überdieß großen Reichthum.

Unterdes hatte Gallus mit seinen Freunden unweit des Bodensees an den Flüßchen Nigrach und Steinach Hütten gebaut und als Einsiedler die Bekehrung der Umwohnenden begonnen. Die Legende berichtet, Graf Talto, Kämmerer des königlichen Hofs, habe ihnen diese Gegend geschenkt. Nach einer alten Chronik war es der alamannische Herzog Gunzo, der in Ueberlingen, dem alten Iburniga wohnte, welcher dem heiligen Einsiedler Gallus, zum Dank dafür, daß er seine einzige Tochter von einer schweren Krankheit geheilt, jenen Wald zum Geschenk machte. Wie dem auch sei, aus jener ersten Niederlassung gieng im Verlauf der Zeiten die reiche und mächtige Abtei St. Gallen hervor, deren Abt mehr Einkünfte hatte, als der Bischof von Cur.

Das Erste, was von hier aus für deutsche Sprache und Literatur gewirkt wurde, geschah von dem heilgen Gallus selbst, durch Anlegung eines lateinischdeutschen Vocabulars, dessen er als Irländer, bis er sich bessere Kunde des Deutschen erworben hatte, bei seinem Bekehrungsgeschäft wohl bedürfen mochte. In diesem Wörterverzeichnisse, das in der eigenen Handschrift des alamannischen Apostels zu St. Gallen gezeigt wird, ist uns, wenn wir vom Gothischen absehen, das älteste deutsche Sprachdenkmal erhalten, weshalb W. Wackernagels deutsches Lesebuch die Reihe seiner Sprachproben mit dem Wörterbuch des heiligen Gallus eröffnet. Es mag sein, daß die alamannische Sprache ihm nicht geläufig, daß er der lateinischen noch viel unkundiger war, dennoch bleibt ihm der Ruhm, der Erste gewesen zu sein, der die wilden deutschen Laute an die Fesseln der Schrift gewöhnte. Da es interessant ist zu sehen, welche Gestalt deutsche Worte im siebenten Jahrhundert hatten, so heben wir einige zur Probe heraus. An dem häufigen us für um in lateinischen Worten wird man bestätigt finden, was über des Verfassers Unkunde des Lateinischen gesagt ward:

Sureulus zui (Zweig) — folia laup. — folius plat. — curvus crump. — curvatus gapogan. — palatius phalanze. — templus huus za petonna. — tectus gadacha. — stabulus stal. — cupiculus camera. — lectas petti. — fenestra augatora. — saxus stain. — cimentus calc. — montes perga. — collis puhila. — vallis tal. — plane epani. — fons prunno. — pontes prucge. — flumen aha. — naves scef. — rex cuninc. — dux herizoho u. s. w.

Aus so kleinem Anfange sollte die gesammte, unübersehliche, noch jährlich ja stündlich in unendlich vielen Gliedern fortwachsende deutsche Schriftwelt hervorgehen! St. Gallen aber begnügte sich nicht mit dem Ruhme, das erste Reis in deutscher Zunge gepflanzt zu haben, es hegte und pflegte auch ferner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den jungen Baum unserer Muttersprache, bis er zum starken Stamme gediehen Frucht und Schatten gab und dem eigenen Trieb und Wachsthum fortan überlassen werden konnte. „Zwar fuhr man", sagt Wilh. Wackernagel, „noch einige Zeit in derselben Weise fort, wie Gallus begonnen: man verfertigte, um Anfängern das Studium der lateinischen Sprache zu erleichtern, deutsche Interlinear-Versionen und lateinisch-deutsche Glossare, dergleichen dem Mönch Kero zugeschrieben wurden; man verschmähte zuerst noch die deutsche Poesie und überließ sie, wo man sie nicht verfolgte, wenigstens mit stolzer Verachtung den ungebildeten Laien: aber bald stellte sich die Freude an einem verständigern und würdigern Gebrauch der deutschen Sprache ein, und es ward schon im 9. Jahrhundert nicht mehr für unziemlich gehalten, auch in deutschen Versen zu dichten. Der Mönch Ratpert, der in den neunzigen dieses Jahrhunderts starb, verfaßte ein Lied über das Leben und zu Ehren des heiligen Gallus; leider ist es nur in einer lateinischen Uebersetzung auf uns gekommen. Aber vielleicht ist die Theilnahme der St. Galler an der deutschen Poesie noch um etwas älter! die älteste deutsche Messiade, Otfrieds unter Ludwig dem Deutschen gedichtete Evangelienharmonie ist unter andern auch zweien St. Galler Mönchen, Hartmuat und Warinbracht zugeeignet; wir wissen von Otfried sonst nur, daß er Mönch in dem elsässischen Benediktinerkloster Weißenburg war; allein diese Zueignung setzt eine nähere Bekanntschaft in St. Gallen voraus, und wie auch seine Sprache eher alamannisch als überrheinisch klingt, möchte die Vermuthung kaum gewagt erscheinen, daß er erst später nach dem Elsaß gekommen, früher aber gleichfalls Mönch zu St. Gallen gewesen sei. Otfrieds Arbeit ist eine durchaus im Geiste seiner Zeit gelehrte, seine lateinische Bildung scheint sogar auf seinen Stil nachtheilig eingewirkt zu haben, nur selten spricht er so wie es damals volksmäßig sein mochte; dagegen ist Ratperts Lied, so viel wir aus der lateinischen Uebersetzung schließen können, schon ganz in der Art des Volks gewesen: ein halbes Jahrundert später sahen wir einen St. Galler Mönch, Eckehart I., der ohne Scheu sogar einen Gegenstand aus der nationalen Heldensage, die Abenteuer Walthers und Hildegundens besingt (s. mein „Kleines Heldenbuch"), zwar in lateinischen Versen; aber die Wahl des Stoffes beweist, wie vortheilhaft sich im Laufe des Jahrhuderts die ästhetischen Ansichten der St. Galler Mönche geändert hatten. Früherhin würde man dergleichen fast für sündlich gehalten haben. Für die Poesie geschah zu St. Gallen im weitern Verlauf dieser Periode nichts mehr; desto eifriger, desto erfolgreicher ward die Prosa geübt. Freilich nur in Uebersetzungen; aber auch darin erwies sich jetzt eine so freie und selbstkräftige Kunst, und dem prosaischen Styl war im schönsten Einklang mit dem formellen Zustande der Sprache zugleich so viel Anmuth und Gediegenheit eigen geworden, daß sich erst wieder aus dem 13. Jahrhundert gleich und besser Gelungenes wird daneben stellen lassen. Notker III. mit dem Beinamen Labeo, der im Jahre 1022 starb, übersetzte und paraphrasierte nach Anleitung des augustinischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Commentars den ganzen Psalter; in jeder Beziehung werthvoller sind jedoch die andern immer noch ungedruckten Uebersetzungen und Erklärungen vom Organon des Aristoteles, von Marcianus Capella, und namentlich die vom philosophischen Tröstbuch des Boethius: Arbeiten, die man alle zusammen gleichfalls jenem Notker beizulegen pflegt; aber es ist gewiß, daß sie von mehrern andern Verfassern und wahrscheinlich, daß sie theilweise von Ruadpert, einem Zeitgenossen Notkers herrühren, dessen Bemühung für angemessene Uebersetzung schwieriger lateinischer Ausdrücke uns anderswoher bekannt ist. Dergleichen Thätigkeit in jenem Zeitalter läßt sich nicht genug mit Dank erkennen, es giebt für eine wenig geübte, wie für eine entartete Sprache nichts Heilsameres als Uebersetzungen, wenn sie nur mit Geist und Kenntniß gearbeitet werden."

Freilich erlosch das Licht, daß die St. Galler Mönche der Welt angezündet hatten, als es schon überall leuchtete, ihnen selber wieder. Jener Wilhelm, Graf von Montfort, Abt von St. Gallen, der dem Kaiser Rudolf so viel zu schaffen machte, konnte mit seinem ganzen Capitel nicht einmal schreiben, und wenn derselbe Abt Tagelieder gedichtet hat (damals dichteten Viele, die nicht schreiben konnten), so beweist dieß nur, daß neben dem Verfall der Gelehrsamkeit auch das Verderbniß der Zucht und Sitte einzureißen drohte, denn keine Art von Poesie geziemte wohl einem Abt weniger als diese, deren Wesentliches darin bestand, daß diejenigen, welche verbotener Liebe pflegten, beim Anbruch des Tages von dem Wächter auf der Zinne ermahnt wurden, sich vorzusehen, daß sie nicht entdeckt und an Ehre und Leben geschädigt würden, worauf denn eine rührende Schilderung des Abschieds zu folgen pflegte.

So ward denn, wie einst die Weisheit Salomons, mit abnehmender Gottesfurcht, auch der Ruhm sangallischer Gelehrsamkeit zu Schanden. Mit Recht, ob es gleich eine unverdiente harte Strafe sein mag, daß wir jetzt wenn von unwissenden schmerbäuchigen Pfaffen die Rede ist, durch Bürgers bekanntes Gedicht unwillkürlich an den Abt von St. Gallen erinnert werden.

Folgender Vorfall gehört zwar noch in die bessere Periode der Abtei, giebt aber doch einen zweideutigen Begriff von der Bildung der Mönche, die sich schon an eine Kritik der heiligen Schriften wagten:

Die Vorräthe im Keller zu St. Gallen waren bis auf zwei Fässer geschmolzen; denn die letzten heißen Jahre hatten mehr auf den Durst, als auf die Zeitigung des edeln Gewächses gewirkt. Bei festgesetztem starken Zuspruch mußte man fürchten in Kurzem ganz auf das Trockene zu gerathen. Unter solchen Umständen konnte es nur höchst willkommen sein, als die Nachricht einlief, daß der heilige Udalrich, Bischof von Augsburg, dem Kloster ein ganzes Stückfaß verehrt habe, das schon unterwegs sei. Aber die freudige Ueberraschung verwandelte sich ebenso unerwartet in Schrecken, als man vernahm, daß das Faß, eben da es in den Hafen einlaufen sollte, noch gescheitert sei. Der Fuhrmann hatte nämlich an der hohen Brücke die Pferde kräfti-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ger angetrieben, darüber begegnete ihm das Unglück, daß dem Karren Rad und Are brach, das schwere Faß herab- und über das Brückengeländer in den Strudel fiel. Man denke sich die Bestürzung, das Entsetzen! Aber noch war nicht Alles verloren, der Wein hatte das Wasser nicht gefärbt, das Faß schien keinen Schaden gelitten zu haben und so kam es nur darauf an, die rechten Mittel anzuwenden, beide glücklich aus der Tiefe zu heben. Der Abt versammelte also gleich das Convent, man rathschlagte geheim und lange, endlich kam es zum Beschluß. Nun säumte man sich länger nicht, ans Werk zu gehen und schritt im vollen Ornat mit Kreuz und Fahne aus der Abtei. Dreimal bewegte sich die Procession mit lautem Kyrie Eleison um den Strudel, und wenn sie über die Brücke schritten, und der Abt unter dem Baldachin den Segen gab, knieten Alle sich bekreuzend nieder. Als dieß vollbracht war, machten die Schröter mit ausgeworfenen Seilen einen Versuch. Die Brüder standen, die Hände gefaltet, in frommer Erwartung und siehe, so bewährte sich die Weisheit des Rathschlusses, das Faß ward unversehrt herauf und in den Klosterkeller geschafft. Nicht ein Tropfen des edeln Getränks war verschüttet. Auf diese Nachricht stimmten Alle, des glücklichen Erfolgs froh, mit dankbaren Herzen ein Tedeum an. Besser als wir nach blutigen Schlachten, sagt der Geschichtschreiber.

Boden- und Zellersee.

Eine Stunde unterhalb Rheineck mündet der Rhein in den Bodensee, zuweilen, nach heftigen Regengüssen, mit solcher Gewalt, daß seine Strömung jener der auf der entgegengesetzten Seite mündenden Bergwasser, Argen und Schussach, begegnet. Noch eine Weile erkennt man den Strom in dem See, theils an der Bewegung, theils an der hellern Farbe des Wassers. Daher mag wohl die Meinung entstanden sein, daß er sich gar nicht mit dem Seewasser vermische. Vielleicht erreichte er den See in frühern Zeiten schon bei Rheineck, wenigstens deutet dessen Name und der des Dörfchens Altenrhein, des letzten im Rheinthal, darauf hin, daß hier Wasser und Land seit Jahrhunderten große Veränderungen erlitten habe. Der Rhein und die rechts von ihm mündenden Waldströme, Fussach und Bregenz, sollen einer schon ältern Vermuthung zufolge nach und nach die ganze Landspitze angeschwemmt haben, welche unterhalb Rheineck weit in den See hineinreicht. Diese wäre also das oberste Holland.

Der Bodensee, unter den deutschen Seen der gröste, ist nach dem Genfersee auch der gröste der Schweiz. Dieser übertrifft ihn außerdem durch die schöne blaue Färbung des Wassers und die himmelhohen schneegekrönten Gebirge, die seine Ufer schmücken. Das Wasser des Bodensees ist tiefgrün, wie das aller übrigen Schweizerseen, und nur mäßige Höhen umgeben ihn; aber um so fruchtbarer sind auch diese von Natur, um so besser bebaut durch den Fleiß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihrer Bewohner. Die gesegneten Gauen, welche ihn umschließen, sind wie ein großer Garten Gottes, in welchem Obsthaine, Weingärten, Getreidefelder, Wiesen und Waldungen im üppigsten Gedeihen prangen. Die Insel Meinau und das auf Pfählen im Wasser erbaute Lindau, das schwäbische Venedig, tauchen reizend aus dem grünen glatten Spiegel. In der Ferne heben im Duft des Vorlands die Graubündner, Appenzeller und Vorarlberger Alpen ihre schneebedeckten Häupter. Unzählige Dörfer und Städte, Burgen und Schlösser, Klöster, Kirchen und Landsitze scheinen eine geschlossene Kette um den See zu ziehen, als sollten sie die Fassung des wasserreichen Edelsteins bilden. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, wie gut die deutschen Fürsten den Werth dieses Kleinods zu schätzen verstanden, denn außer den angrenzenden Cantonen der Schweiz, St. Gallen und Thurgau, haben Oesterreich, Baiern, Würtemberg und Baden sich beeifert, Antheile an ihm zu erwerben. Oesterreich hat Bregenz, den Hauptort Vorarlbergs, Baiern Lindau und den kürzesten Küstenstrich, Würtemberg Buchhorn, jetzt Friedrichshafen genannt, Baden endlich Meersburg und Constanz, nebst beiden Ufern jener Verlängerung des Sees, die den Namen des Ueberlinger Sees führt. Den Zellersee, dessen nördliche Küste ebenfalls badisch ist, rechnen wir nicht zum Bodensee, weil er tiefer liegt und einen eigenen See für sich bildet, der mittels des Rheins mit dem Bodensee zusammenhängt. Es ist daher unrichtig, wenn letzterer in den obern und untern (Zellersee) eingetheilt wird. Der Rhein ist nicht der einzige unter den Flüssen der Schweiz, der durch zwei Seen fließt, auch die Aar muß durch den Brienzer und Thuner.

Es ist eine Eigenthümlichkeit fast aller in der Schweiz entspringenden Flüsse, daß sie, die schon anfänglich in kleinen Seen ihre Quellen hatten, auch in ihrem weitern Lauf plötzlich einmal stille stehen, um in geräumigen Becken ihre Wasser zu sammeln und die erworbenen Schätze zu mustern. Oder hatte die Natur bei dieser Anordnung weisere Absichten? Wollte sie Ueberschwemmungen oder Wassermangel verhüten? Wir neigen nicht zu teleologischer Betrachtung der Dinge, aber so trocken ist nicht leicht ein Sommer, daß er die hier gesammelten Vorräthe erschöpfte, und der wasserreichste, wo Wolkenbrüche und glühende Hitze noch so große Massen Alpenschnees schmelzen, ist nicht vermögend den weiten Spiegel des Sees um mehr als einige Fuß zu heben. Wäre aber der Bodeesee nicht, und flösse der Rhein hier zwischen engen Ufern, so müßte er bei plötzlichem starken Anschwellen aller Alpenströme, die ihm Wasser zuführen, auf seinem weitern Lauf die furchtbarsten Zerstörungen anrichten.

Lange mag der Rhein unschlüssig gewesen sein, an welcher Stelle er die Becken des Boden- und Zellersees verlassen solle. Vielleicht entstand der Ueberlingersee und die beiden Arme des Zellersees, welche die gleiche Richtung nehmen, aus einem Versuche des Rheins, sich nach dieser Seite hin einen Durchbruch zu schaffen. Aber das Gebirge, welches sein Flußgebiet von dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Donau trennt, stellte sich ihm entgegen, und zwang ihn, in einer von seinem bisherigen Lauf ganz abweichenden Richtung weiter zu fließen. Allein auch hier begegnete ihm bald ein Gebirgszug, der mit dem Jura zusammenhängend erst die Aar und dann das jetzige Rheinthal durchsetzt, um sich jenseits allmählich zu verlieren. Es ist dasselbe Gebirge, welchem die Kalkfelsen angehören, die den berühmten Rheinfall von Schaffhausen verursachen. Dieß Hinderniß war aber schwächer als der Rhein. Doch wir wollen uns nicht vorgreifen; es genüge, den Bezug des Rheinfalls auf den Boden- und Zellersee angedeutet zu haben.

Am Ueberlingersee ist die liebliche Maienau durch eine fromme Sage berühmt, die sich an Hug von Langenstein, einen deutschen Dichter knüpft. Die Sage findet man in meiner Sammlung, der Dichter fiel schon an den Schluß des 13ten Jahrhunderts, sein an 30,000 Verse langes „Büechelin" von der Marter der heiligen Martina kann ich dem Leser nicht wie Gervinus empfehlen. Hugo trat mit seinem Vater und dreien Brüdern in den deutschen Ritterorden, sie schenkten ihm alle ihre Güter, darunter die „Meienouwe", auf der nun eine Ordenscomthurei gestiftet ward, der er selber 1319 als Comthur vorstand; eine die Sage bestätigende Anspielung auf die Geliebte, von der er sich Gott zu Liebe scheiden mußte, enthält sein Gedicht.

Von allen Schweizerseen läßt sich behaupten, daß sie nach den Orten benannt sind, die an ihren Enden liegen. Nur hat man das Ende bald in dieser bald in jener Richtung gesucht; bei einigen, und dieß ist der häufigste Fall und zugleich das Richtigste, beim Ausfluß des Stroms, der den See bildet; bei andern am entgegengesetzten Ende. Beispiele des ersten Falls geben der Genfer, Züricher, Thuner und Sarner, Beispiele des andern der Brienzer und Wallenstädter See. Diese Wahrnehmung kann uns durch das Labyrinth der Namen, womit der Bodensee prangt, zum Leitfaden dienen. Constanzer See heißt er mit Recht, weil ihn der Rhein bei Constanz wieder verläßt. Aber älter ist der Name Bregenzer See, wie er schon den Alten hieß; allgemeiner führt er den Namen Boden- oder Bodmensee, von dem alten Schloß Bodmann oder Bodmen am entgegengesetzten überlingischen Ende. Beide Namen sind ohne Rücksicht auf Aus- oder Einfluß des Rheins von den äußersten Endpuncten hergenommen. Ergötzlich ist es, wenn Sebastian Münster meint, Bodensee heiße er, wie lucus a non lucendo, von seiner Bodenlosigkeit, oder wenn Walafried Strabo, einst Abt in der Reichenau, berichtet, er habe den Namen von dem griechischen Potamos, Fluß. Ein Flußsee ist er allerdings, auch steht die Lautverschiebung dieser neuerdings von Herman Müller wieder aufgetischten Ableitung nicht entgegen. Warum nicht aber lieber von Wodan, dem Gott der Götter, Wodansee, Bodensee? Hat man doch den Namen lacus Acronius, den er bei Pomponius Mela führt, auf den griechischen Kronos bezogen. Da wir uns einmal etymologisch belustigen, so soll nicht verschwiegen bleiben, daß Einige meinen, statt acronius sei acromus zu lesen; die ältesten Anwohner

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hätten nämlich den See wegen seiner vielen Buchten und Krümmungen a kromma See genannt, was von den Römern begreiflich mißverstanden worden. Was uns betrifft, so ist uns der gangbarste Name der liebste; will aber Einer etwas Apartes haben, so mag er ihn den Schwabensee oder das deutsche Meer nennen. Der letzte etwas hochmüthig klingende Name wird bei einer Länge von höchstens 18, einer Breite von nicht mehr als 7 Stunden schwerlich ernstlich gemeint sein. Gleichwohl überbietet seine höchste Tiefe (964 würtembergische Fuß) die der Nord- und Ostsee. Auch auf dem deutschen Meere wüthen Stürme, die häuserhohe Wellen schlagen; ja sie sind wegen der Nähe der Küsten gefährlicher als auf der hohen See. Aber kein Ungewitter trübt sein krystallklares Wasser, dessen tiefer Grund niemals aufgewühlt wird.

Mitten zwischen beiden Seen liegt Constanz, eine Stadt großer, aber betrübender Erinnerungen. Von den unseligen Verirrungen, an welche das kostnitzer Concil mahnt, und dem Hader der Glaubensparteien, der sich daran knüpft, neuerdings wieder aufgeregt durch eines berühmten Malers Darstellungen, die wir dieses Aergernisses wegen ebensowenig billigen als Hussens Scheiterhaufen, wenden wir uns gern zu dem geistreichen, prachtliebenden Bischof Salomon, der ein Lichtpunct in der Geschichte von Constanz ist. An ihn erinnert noch heute das benachbarte Salmannsweiler mit seinem großen Weinfaß, durch dessen weites Spundloch einst ein Mönch hineinfiel und ertrank.

Zwischen den steinernen Pfeilern der Brücke, welche Constanz mit der gegenüber liegenden ehemaligen Abtei Petershausen verbindet, tritt der Rhein aus dem Bodensee, um nach dem kürzesten Lauf, bis zum Flecken Gottlieben, einen zweiten See zu durchfließen. Diese kurze Strecke zwischen beiden Seen ist die oberste des Stroms, welche Dampfschiffe durchfurchten, deren schon im Jahre 1825 dreie, von Constanz, Lindau und Friedrichshafen aus, die beiden Seen beschifften und bis nach Schaffhausen fuhren. Eins derselben gehörte zur Hälfte dem Herrn von Cotta. Seitdem hat sich ihre Zahl noch bedeutend vermehrt.

Auch der Zellersee ist von einem Orte genannt, welcher der Einmündung des Rheins gegenüber liegt, der Stadt Zell, oder Ratolfszell. In der Mitte hebt sich die große Insel Reichenau mit der berühmten 1789 aufgehobenen Abtei. Zwischen dem Zeller- und dem Ueberlingersee liegt eine lange breite Erdzunge, das Eichhorn genannt, die nur zwischen Bodmann und Zell, den beiden Namen gebenden Orten, mit dem festen Lande zusammenhängt. Eine zweite streckt sich zwischen Zell und Stein, wo der Rhein ausfließt, in den Zellersee. An ihrer Spitze liegt Horn, ein Name, den auch am Bodensee die hineinlaufenden Landzungen führen.

Da wir hier zum zweitenmal den Namen Bodmann erwähnten, so können wir nicht umhin, einige Worte über dieß uralte fränkische Palatium Podamin und seine Sage einzuschalten. Schon früh erscheint eine edle von ihm genannte Familie. Ein Schloßbrand, durch den Blitzschlag entzündet, schien

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Jahr 1307 diesem Geschlecht den Untergang zugedacht zu haben, denn Alle verbrannten bis auf einen Säugling, Johannes Bodmann genannt, der durch die Geistesgegenwart seiner Amme in einem kupfernen Kessel geborgen den Berg herabgerollt und gerettet wurde. Dieser Hans Bodmann zeichnete sich, wie alle seine Abkömmlinge, durch Tapferkeit aus. Sie besaßen einst den größten Theil der Ufer des nach ihrem Schlosse benannten Sees. In jenem wird der Kessel und einiges andere vom Feuer verschont gebliebene Hausgeräth noch heute gezeigt. Eine nähere Untersuchung würde ergeben, ob diese Ueberlieferung auf mythischen oder historischen Grundlagen ruht. Bei dem Bezug des Namen Bodmann auf den See wie auf das Geschlecht möchte man versucht sein, den kupfernen Kessel, in dem der Ahnherr des Hauses errettet ward, gleich jenem Braukessel Aegirs, des eddischen Meergotts, auf das tiefe Becken des Sees zu deuten.

Die Ufer des Zellersees sind nicht weniger reizend als die seines Nachbarn. Auf der badischen Seite reichen sie näher an den Höwgau und seine 8 hohen von alten Burgen und Vesten gekrönten Basaltkegel: Hohenhöwen, Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Hohentwiel u. s. w. An das letztere allein, knüpfen sich so viele Erinnerungen, daß Folianten sie nicht erschöpfen würden. Eben so unermeßlich ist die Aussicht, welche sich auf diesen hochragenden Kuppen in die Schweizergebirge eröffnet. Hohenkrähen ist durch seinen neckischen Popanz, den Poppele, und die Sagen von seiner Zerstörung bekannt.

Die andere, schönere Seite des Seeufers bildet das gesangreiche Thurgau. Ein anmuthiger Bergrücken durchzieht es, an dem im 13ten Jahrhundert unzählige Sängerburgen standen. Hier ist die wahre Heimat des Minnegesangs. Auch auf dessen Entwickelung hat das nahgelegene St. Gallen günstig gewirkt. Tutilo, ein sangaller Mönch, Notkers und Ratperts Freund, und Karls des Dicken, der auf der Reichenau starb, sonderlicher Liebling, war in allen Künsten, besonders in Musik und Dichtkunst erfahren. Mit Erlaubniß des Abtes Hartmuot unterrichtete er die Söhne der benachbarten Edeln in Gesang und Saitenspiel. Aus dieser Schule, die sich mehrere Jahrunderte lang erhielt, giengen die vielen ritterlichen Sänger hervor, auf die das Thurgau stolz ist.

Auch das Städtchen Stein am Rhein, bei dem der Rhein aus dem Zellersee tritt, erinnert durch sein hochliegendes altes Schloß, die Steiner Klinge genannt, an das im Thurgau heimische Geschlecht derer von Klingen, welchem außer dem Stammsitze Alten-Klingen zwischen Constanz und Wyl und diesem Schloß Hohenklingen ob Stein, wo die von Klingen Kastvögte des Stiftes waren, auch Stadt und Schloß Klingnau an der Aar gehörte. Das Dorf Klingenried und Klingenried die Probstei sind gleichfalls nach diesem Geschlechte genannt. Walther von Klingen, ein Freund Rudolfs von Habsburg, dessen künftige Größe er voraussagte, liegt im Kloster Klingenthal bei Basel, das er gestiftet hat, mit dreien seiner Töchter begraben. Er war einer der bessern Sänger seiner Zeit. Seine Tochter Herzelauda trug einen aus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wolframs Parzival oder Titurel entlehnten Namen, wie ein Basler Bürger jener Zeit Vivians nach Wolframs h. Wilhelm genannt war, ein anderer Wielant nach der deutschen Heldensage, oder die Winkelriede den aus dem Rosengarten bekannten Namen Schrutan zu führen pflegten. Der aus der s. g. manesf. Sammlung als einer der trefflichsten Liederdichter bekannte Steinmar war Walthers Unterthan. Mit den Buchein, Gutenburg, Hohenfels, Tettlingen und Winterstetten war er nahe befreundet. Der Bischof von Constanz Heinrich von Klingenberg, diesem Geschlechte wenigstens namensverwandt, war erst Abt in der Reichenau, dann Probst im großen Münster zu Zürich, wo er die Scholasterei und Cantorei wieder aufrichtete und letzterer den Liederdichter Konrad von Mure vorsetzte. Hadloub rühmt von Heinrich, er könne Weis und Wort, das heißt, er sei Dichter und Componist. Als Kanzler Kaiser Rudolfs war er so gefürchtet, daß Gebhard, Kurfürst zu Mainz, sich von seinem Vetter, König Adolf von Nassau, versprechen ließ, den von Klingenberg nie in seinen Dienst zu nehmen. Die Vermuthung, daß er der in der sogenannten manessischen Sammlung unter dem Namen des Kanzlers vorkommende Minnesänger gewesen sei, wird hier nicht zum erstenmal ausgesprochen.

Auf Wörd bei Stein am Rhein starb der heilige Othmar Abt von St. Gallen 795 in der Verbannung. Als sein Leichnam später von dort nach der Abtei geführt werden sollte, erhob sich ein furchtbarer Sturm auf dem Obersee, bei welchem sich die Schiffer zu ihrer schweren Arbeit aus einem Legel Wein stärkten, das wunderbarer Weise nicht leer wurde, und seitdem sprichwörtlich geworden ist. Ebenso sprichwörtlich ward auch der Name eines Bauern, Namens Held, von dem Bebelius erzählt, was ihm Kirchhof in Wendunmuth nachschreibt, daß ihm zwei fahrende Schüler St. Othmars Fläschchen für 100 Gulden verkauft hätten.

Der große Lauffen.

Der Rheinfall bei Schaffhausen hat nicht nur den Namen dieser Stadt in aller Welt berühmt gemacht, sondern er ist es eigentlich, dem sie Entstehung und Blüthe verdankt. Dieß geschah nicht etwa durch den Besuch der Fremden, welche ein so einziges Naturschauspiel zu betrachten zahlreich herbeieilen, obwohl auch diese nicht ganz unbedeutend dazu beitragen mögen, sondern durch das natürliche Stapelrecht, welches der Rheinfall zu Gunsten der Stadt, besser als es ein kaiserliches Privilegium vermöchte, begründet hat. Da kein Schiff, ohne in tausend Stücke zu zertrümmern, den Rheinfall hinab kann, so müssen alle Güter, die aus dem Bodensee u. s. w. hieher gelangen, oberhalb Schaffhausen ausgeladen, auf der Achse durch die Stadt geführt und unterhalb des Wasserfalles wieder an Bord genommen werden. Die großen Schiffe fahren daher nur bis nach Schaffhausen; kleinere aus leichten Tannendielen gezimmerte, sogenannte Lauertannen, werden wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre Ladung durch die Stadt, am Wasserfall vorbeigetragen und unterhalb desselben wieder auf den Strom gesetzt. Vermuthlich lag hierin der Grund der ersten Ansiedelung, aus welcher Schaffhausen, dessen Name auch von Schiff, oder dem lateinischen Scapha abgeleitet wird, hervorging. Dabei könnte aber befremden, daß Schaffhausen eine gute Stunde oberhalb des Wasserfalls liegt; deßhalb müssen wir des Umstands gedenken, daß schon vor der Stadt die Schifffahrt durch einen Felsendamm gehemmt wird, der bei niederm Wasserstand sichtbar hervorragt. Er besteht, gleich der Felswand und den Felszacken des Wasserfalls, aus Kalksteinen, was den Zusammenhang beider Steinmassen mit dem hier auslaufenden Juragebirge bestätigt. Die Volkssprache nennt die Felsen des Damms die Lächen.

Bei Schaffhausen hört man den Rheinfall schon toben und brausen. Er eräugnet sich aber erst bei dem Zürcher Schlößchen Lauffen, das auf der linken Rheinseite auf einem hohen Felsen liegt. Dieser bildete wohl einst mit dem Steindamme, welchen hier der Rhein zu durchbrechen hatte, eine fortlaufende Bergwand, von der die Felsblöcke, die sich jetzt mitten im Strom dem Sturz entgegenstemmen, nur Ueberbleibsel sind.

Die Tiefe der Felswand, welche sich der Rhein herabzustürzen hat, beträgt etwa 70 bis 80 Fuß. Aber eben da er den Anlauf zum Hinabspringen nimmt, stemmen sich ihm 5 (jetzt nur noch 3) Felsblöcke entgegen, welche aus der Wand emporragen. Einer derselben wird ganz überströmt, die übrigen nur bei dem höchsten Wasserstande. Der überströmte Felsen ist dem Schloß Lauffen am nächsten, an dessen Fuß das Gerüste Fischenz, ein hölzerner balkonartiger Vorbau über dem Abgrunde, die vortheilhafteste Stellung gewährt, um den ganzen vollen Eindruck des erhabenen Schauspiels mit einem Male zu gewinnen.

Schon oberhalb des Sturzes mußte sich der Strom in ein enges Felsenbette zwängen lassen, aus dem zahllose Klippen emporstarrten. Darüber schäumend vor Unmuth gelangt er mit starkem Gefälle in die Nähe der Felszacken, wo der Boden schon unter ihm weicht, und der Fall, obwohl erst allmählich, beginnt. Mit gewaltsamer Eil schießt er gegen die Felsblöcke hinab, an denen sein Fall sich bricht, der erst jetzt eigentlich geschehen soll. Beim Anprallen gegen die Felsen zerstäubt ein Theil des Wassers und steigt als dichte Nebelwolke in die Höhe, ein anderer bildet siedende, schäumende Gischt, ein dritter wälzt sich in großen Massen über den Felsen und gelangt hinab in den Kessel, wo das Sieden, Schäumen und Strudeln von Neuem anhebt. Denkt man sich dieß in der größten Geschwindigkeit hinter einander und zugleich neben einander, da ein Theil des Wassers schon im Kessel zischt und brandet, wenn der andere erst wider die Felsen prallt und über sie hinaus spritzt; denkt man sich dieß Schauspiel bei jedem der Felsblöcke mit der Abänderung wiederholt, daß nur der erste Felsen überströmt wird, und läßt man dann die Sonne sich entschleiern, um den mannigfaltigsten, herrlichsten Farbenwechsel her-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorzubringen, indem sie die vom Wind gekräuselten Säume des Schaums vergoldet, den Wasserspiegel mit Glanz überstralt, und im aufsteigenden, schnell bewegten Dunst den flüchtigen Regenbogen hervorzaubert, dessen Oberes von der Luft hin und her getrieben, vom neu aufwallenden Nebel verwischt und doch gleich wieder neu erzeugt wird, während der Fuß ruhig und unbeweglich in Gischt und Schaum des Kessels steht — faßt man dieß Alles in eine Vorstellung zusammen, so hat man ein schwaches Bild dessen, was an dem Phänomen Sichtbares ist. Auf das Ohr wirkt gleichzeitig das ungeheure Donnergetöse des Sturzes so gewaltsam, daß man es in stiller Nacht auf 2 Meilen weit hört, in der Nähe aber Niemand sein eigenes Wort vernimmt. Auch dem Gefühle macht es sich durch die Lufterschütterung und den Staubregen bemerklich, der den Zuschauer in kurzer Zeit durchnäßt, wenn er sich dem Anblick zu unbedachtsam hingiebt.

Vom Gerüste Fischenz kann man die dem andern Ufer näher liegenden Fälle nicht deutlich erblicken, deßwegen begiebt man sich wohl nach einem in der Nähe des Schlosses stehenden Pavillon, oder fährt nach dem jenseits liegenden Schlößchen Wörth, das auch das schaffhausische Lauffen genannt wird, wo man sich der Mitte des Falls gerade gegenüber befindet, obwohl schon in zu großer Entfernung. Noch ungünstiger ist der Standpunkt bei den Neuhauser Mühlen auf dem rechten Ufer, wo sich alles verkürzt und der kleinere Sturz den größern verdeckt. Hat man nun noch die Neuhauser Höhe besucht, wo man eine Uebersicht der ganzen Gegend gewinnt, so wird man sich wieder hinübergezogen fühlen, um den unvergleichlichen Anblick, der nur auf dem Gerüste Fischenz ganz genossen werden kann, noch einmal zu erleben; es wäre denn, daß man für dießmal auf der Schaffhauser Seite zurückzukehren gedächte, um bei anderer Stimmung oder Beleuchtung, z. B. bei Nacht und Mondenschein, das erhabene Naturschauspiel sich noch einmal aufführen zu lassen.

In einer im Jahre 1797 niedergeschriebenen skizzenhaften Beschreibung des Rheinfalls bemerkt Goethe, das Wunderbarste daran seien ihm die Felsen, welche sich in dessen Mitte so lange erhielten, da sie doch vermuthlich von derselben Gebirgsart seien, wie der klüftige Kalkstein, welcher die Felsen beider Ufer bilde. Allein seitdem, in diesem Jahrhundert, sind 2 der 5 Felsen im Strombette zusammengestürzt, welche weder die ersten gewesen sein mögen, noch die letzten bleiben werden. Bedenkt man, daß schon ein Tropfen durch öfteres Niederfallen einen Stein höhlt, wie viel größer muß die Wirkung eines ganzen Stroms in Jahrtausenden sein? Wenden wir dieß auf Vergangenheit und Zukunft an, so wird sich dort eine Zeit ergeben, wo die jetzt durchbrochenen Felsen des Strombetts mit jenen der Ufer dem Rhein einen Damm entgegensetzten, den er nicht sogleich bewältigen konnte, wodurch vielleicht die Ausbildung der beiden großen Seebecken begünstigt ward. Das vorschauende Janusantlitz blickt hingegen auf das gerade Widerspiel, auf ein vollkommen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ausgewaschenes, von allem Widerstand gesäubertes Strombette, in dem der Rhein ruhig hinwandelt, leichte Kähne, wie die stolzen Dampf- und Segelschiffe auf dem glatten Rücken tragend. Daher ist dem schaulustigen Leser, der den größten Wasserfall Europas noch nicht gesehen hat, alles Ernstes zu rathen, den Besuch desselben nicht allzulange hinauszuschieben: nach tausend Jahren fände er vielleicht die Stelle, wo er einst Statt hatte, nicht wieder auf.

Der Rheinfall wird im Munde des Volks jener Gegend nicht anders als der Lauffen, und zwar der große Lauffen genannt, wenn man ihn von dem kleinen Lauffen, einem zweiten nicht so bedeutenden Falle des Rheins, der weiter unten bei Lauffenburg Statt hat, unterscheiden will. Die beiden Lauffen genannten Schlößchen und jenes Lauffenburg führen ihren Namen ohne Zweifel erst von den entsprechenden Wasserfällen, wie auch das leberbergische Städtchen Lauffen von dem schönen Falle der Birs genannt ist. Gewöhnlich findet man die umgekehrte Angabe; selbst Glutz-Blotzheim sagt, zuweilen trage der Rheinfall den Namen des Schlosses. Ob der Name Lauffen deutsch oder keltisch sei, ist schwer zu sagen; mit dem deutschen Zeitwort laufen hat er aber wohl nichts zu schaffen. Eher möchte man einen Zusammenhang mit Lawine vermuthen, da das althochdeutsche louuin, von welchem dieses Wort abgeleitet wird, einen Gießbach bedeutet.

Schaffhausen selbst ist als Geburtsstadt Johannes von Müllers bekannt. In seinem Münster hängt die große 1486 gegossene Glocke, welche die aus Schillers Gedicht berühmte Umschrift führt: vivos voco, mortuos plango, fulgura frango. Was der sogenannte große Gott von Schaffhausen, der nach dem rheinischen Antiquarius 22 Fuß lang war, für ein Heiliger gewesen, ergiebt sich aus Georg Wickrams Rollwagenbüchlein, wo ein Abenteurer sich rühmte, er wäre der Mutter Gottes zu Einsiedeln leiblicher Bruder, und dafür in den Thurm wandern mußte. Als er aber Tags darauf vor dem Rath verhört ward, sprach er: „Ja, die Maria zu Einsiedeln ist meine Schwester, und noch mehr, der Teufel zu Constanz und der große Gott zu Schaffhausen sind meine Brüder, denn mein Vater ist ein Bildhauer gewesen, der sie alle drei gemacht hat und also sind wir Geschwister." Der gleichbenannte Schweizercanton, der einzige, der nach Graubünden noch auf der rechten Rheinseite liegt, bildet gleichsam den Brückenkopf zwischen Deutschland und der Schweiz. Um so weniger dürfen wir der merkwürdigen Brücke vergessen, welche ehemals die Stadt mit dem jenseits liegenden Zürcher Flecken Feuerthal verband. Diese Brücke, meldet Eichhof, war zwar nur von Holz, aber ein Meisterstück in ihrer Art, ein Hängewerk, welches, außer an den Ufern, nur auf einem einzigen Pfeiler ruhte, oder vielmehr auch auf diesem nicht einmal ruhte, wenigstens ist darüber gestritten worden. Man behauptet nämlich, des Künstlers Plan wäre gewesen, nur einen einzigen Bogen über den Fluß zu legen; da er aber von der Stadtobrigkeit angewiesen worden, sich jenes von einer ehemaligen steinernen Brücke noch vorhandenen Pfeilers zu bedienen, so hätte er zum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Scheine dem Befehle sich gefügt, aber seine Baueinrichtungen auf eine Art gemacht, daß in der That gleichwohl kein Theil durch denselben getragen worden. Dieser Künstler war nur ein gewöhnlicher Zimmermann von Tüffen im Canton Appenzell, Hans Ulrich Grubenmann mit Namen, und man muß gestehen, daß in dieser Hinsicht, auch angenommen, daß durch den gedachten Pfeiler wirklich zwei Bogen entstanden wären, die Brücke dennoch Bewunderung verdient hätte, denn immer wären, da diese in ihrer Ausdehnung 364 englische Fuß enthielt, auf die Oeffnungen der beiden Bogen, des größten 193, und des kleinsten 171 Fuß gekommen. Ein einzelner Fußgänger, der über dieselbe hinschritt, fühlte das Gerippe unter seinen Füßen zittern, und dennoch trug sie schwerbeladene Lastwagen wie jede andere. Ihr Bau, der von 1754 an in 3 Jahren vollendet wurde, hatte über 60,000 Rthlr. gekostet; ein einziger Tag vernichtete sie, da sie in dem Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich zu Anfang dieses Jahrhunderts, bei einem Rückzug der Truppen letzterer Macht, in Brand gesteckt wurde.

Die mündliche Sage behauptet, die alten Alamannen hätten am Rheinfall Pferdeopfer dargebracht. Wem könnten diese gegolten haben als dem Stromgotte, der sich hier gewaltiger als irgendwo zeigt? Auch ein Volkslied, das am ganzen Rhein, von den Quellen zu den Mündungen, gesungen wird, spielt in dieser Gegend.

Es war einmal ein Zimmergesell,
War gar ein jung frisch Blut,
Er baute dem jungen Markgrafen ein Haus,
Sechshundert Schauläden hinaus.

Einzelne Strophen desselben haben sich nur in niederländischen Mundarten erhalten. Gern möchte ich die Einförmigkeit des prosaischen Vortrags mit diesem schönen Liede unterbrechen; allein die Beschränktheit des Raumes gebietet mir auf meine Rheinsagen und deutschen Volkslieder zu verweisen, wo es so vollständig mitgetheilt ist, als es sich sonst nirgend findet.

Der mittlere Rheinfall.

Unterhalb Schaffhausen windet sich der Rhein in seltsamen Krümmungen, wodurch zwei Halbinseln entstehen, von welchen die erste, weil sie tief ins Schweizerland hineingreift, im Schwaben heißt; die andere, welche im Schweizer heißen sollte, trägt das Städtchen und die Benedictinerabtei Rheinau; doch ist letztere, zu welcher eine steinerne Brücke führt, eigentlich auf einer Rheininsel erbaut, wodurch sich ihr Name, der auf das Städtchen übergegangen ist, rechtfertigt. Bald darauf empfängt der Rhein die Thur und die Töß und kommt dann auf das durch vergebliche Bohrversuche nach Salzquellen merkwürdig gewordene Eglisau, welches eine bedeckte Brücke mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem auf der linken Seite des Flusses gelegenen alten Schlosse verbindet. Von der Glatt verstärkt, verläßt er den Canton Zürich bei dem Städtchen Kaiserstuhl (Tribunal Caesaris) und eilt, dem durch seine Messen berühmten Zurzach vorbei, seinem zweiten Falle zu. Wir finden nicht, daß dieser gleichfalls den Namen Lauffen führt; auch ist er eigentlich kein Wasserfall, wenigstens nicht bei jedem Wasserstande. Ein Felsendamm legt sich nämlich von einem Ufer zum andern quer durch den Strom, nur in der Mitte hat er eine Lücke, die breit genug ist, um zwei kleine Fahrzeuge, Waidlinge genannt, durchzulassen. Durch diese Lücke drängt sich bei kleinem Wasser der ganze Strom, so daß man mittels übergelegter Bretter trockenen Fußes von der Schweizer- nach der Schwabenseite gelangen kann. Zuweilen aber, zur Sommerzeit namentlich, erreicht der Strom eine solche Höhe, daß er sich über die Felsenwände des Damms ergießt. Alsdann entsteht ein Wasserfall, der alle Schifffahrt, auch durch die Lücke, unmöglich macht, daher man, wie bei Schaffhausen, umladen muß. Diesem Umstand verdankt Zurzach einen Theil seiner Nahrung; ob auch den Namen?

Mündung der Aar.

Die vereinten Waldbäche Wutach, Steinach und Schwarzach, die jetzt dem Rheine zurauschen (der Name des erstern, wüthendes Wasser, spricht ihren gemeinsamen Charakter schön aus), verstärken den Rhein noch, eh er sich bei dem obersten Coblenz, das aber nur ein bescheidenes Dorf ist, mit einem gefährlichen Nebenbuhler, dem Aarstrom, messen muß. Schon oben nannten wir die Aar den herrschenden Strom der deutschen Schweiz, erst kurz vor ihrer Begegnung mit dem Rhein zog sie bei der alten Vindonissa die Reuß und die Limmat an sich, selbst zwei mächtige Ströme, die ihr Flußgebiet wie ihr Gewässer bedeutend vermehrten. So verstärkt tritt sie dem Rhein muthig entgegen, sie glaubt sich des Sieges gewiß, denn sie übertrifft ihren Gegner nicht unbeträchtlich an Größe. Aber dennoch erliegt sie, wie der Riese dem Helden erliegt, der ungestümere Rhein reißt sie aus ihrer Bahn mit sich fort. Vergebens widersteht sie der überlegenen männlichen Kraft, endlich muß sie sich ergeben, seine Umarmungen erwiedern, sich ganz in ihm verlieren. Sie waren für einander bestimmt, wie zwei Nachbarskinder, die früh zusammen spielten, sich dann getrennt vergaßen, nun mit veränderten Gesinnungen wieder zusammengeführt, sich erst verkennen und hassen, dann plötzlich verständigen und auf ewig verbinden. Denn auch die Aar entsprang, unweit der Hauptquelle des Vorderrheins, auf dem Gotthart.

Es mag allerdings verwundern, daß der aus dem Zusammenrinnen der Aar und des Rheins hervorgehende Fluß nicht den Namen der Aar, welche das meiste Wasser beisteuert, sondern den des Rheins empfängt; doch erklärt sich dieß einfach genug aus dem Umstande, daß der Rhein seinen westlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gerichteten Lauf nach dem Zuflusse der Aar ruhig in gleicher Richtung fortsetzt, während die bis dahin nördlich strömenden Gewässer der Aar von dem Rhein auf seine Bahn fortgezogen werden. Man braucht also nicht zu der Hypothese zu greifen, daß der Rhein einst durch den Wallenstädter- und Zürchersee geflossen, und so durch die Limmat verstärkt, der Reuß und Aar bei Windisch begegnend, beiden noch unvereinigten Flüssen an Wassermasse überlegen gewesen sei.

Durch die Aar empfängt der Rhein die Abflüsse sämmtlicher noch von ihm selbst nicht durchflossenen Schweizerseen, mit einziger Ausnahme des Genfersees, der jedoch auch mit der Aar, wiewohl nur in schwacher Verbindung steht. Nachdem er die Aar aufgenommen hat, beläuft sich die Zahl der Gletscher, die ihm zollen, auf 370. Ehe er die Schweiz verläßt, hat er fast alle ihre Wasserschätze an sich gerissen.

Wir vermeiden es absichtlich, einen Blick in das herrliche Aarthal zu werfen, weil die erinnerungsreichen Gegenstände, die sich hier zunächst darbieten, uns zu weit abführen würden. Dort ragen die sorgfältig erhaltenen Trümmer der alten Habsburg, wo die Wiege des österreichischen Kaiserhauses stand; nicht weit davon Königsfelden, wo der blutige Mord an Kaiser Albrecht durch seinen Neffen, jenen Johannes Parricida, geschah, und des Ermordeten Tochter, die Königin Agnes, nachdem sie mehr als tausend unschuldige Opfer der Blutrache geschlachtet hatte, das Kloster stiftete, in dem sie selbst vergebens den verwirkten Frieden der Seele suchte. Wem klingen hier nicht Bruder Berchtolds Worte in den Ohren: „Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergießt, und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung.“ Statt dieser Dinge, die man in jedem Geschichtsbuche nachlesen kann, gedenken wir einer erst neulich dnrch ein Gedicht Abraham Emanuel Fröhlichs bekannt gewordenen Sage. Zwischen den Mündungen der Reuß und Limmat in die Aar, und der Aar in den Rhein, liegen auf dem Geißberge die Trümmer des Bessersteins, von dem man wenig mehr weiß als den Namen und den seines Erbauers, der von Biligen hieß. Als der Bau vollbracht war, berief er seine Söhne und Freunde zu einem festlichen Mal, mit welchem er die Einweihung der Burg zu begehen gedachte. Als sie erschienen, zeigte er ihnen mit der Selbstgefälligkeit, die man Bauherren gern zu Gute hält, die herrliche Lage der Veste, deutete hinab in die Thäler, wo seine eigenen Leute und seine Schutzbefohlenen wohnten,

Und noch mehr in all die weiten
Herrlichkeiten
Von dem Rhein zum Wetterhorn.
„Selig,“ sagt er, „der mit Milde
Schirmt und segnet die Gefilde!“

Thorheit ist dieß Wort den Söhnen;
„Ja,“ entgegnen sie mit Höhnen,
„Diesen Bau, wir wolln ihn loben:
Mag das Volk da unten toben,
Ihm ersteigt nicht die Gefahr;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und hier zeigt sich in der Weite
Jede Beute:
Und hinunter stürzt der Aar!
Heerd und Hirten wolln wir jagen
Und was tragen Schiff und Wagen."

Doch der Vater spricht: „Die Veste
Baut' ich nicht zum Räuberneste!"
Statt zu sitzen nun zum Male,
Ruft er seinem Volk im Thale.
„Reißt den künftgen Zwinger ein!"
Zweimal braucht ers nicht zu sagen,
Abgetragen
Und zerschlagen ward der Stein.
Nur die Mauer hat gehalten,
Jetzt der Denkstein jenes Alten.

Die übrigen Rheinfälle.

Stolz auf die neu gewonnenen Schätze, die ihn um mehr als das Doppelte bereichert haben, eilt nun der Rhein den vier Waldstädten zu, nicht jenen eidgenössischen, sondern den andern im ehmals österreichischen Frickthal. Auch von diesen, Waldshut, Lauffenburg, Seckingen und Rheinfelden, ist eine vom Walde genannt, wie dort der Schweizercanton Unterwalden, der in ob und nid dem Wald zerfällt, deutlich auf Wald hinweist. Ein Waldmännchen ist auch im Wappen von Waldshut, wenn man vom Basler Thor hereinfährt, noch heute zu sehen. Sonst bliebe wohl erst zu untersuchen, ob der Name beider vier Waldstädte nicht eher von Gewalt abzuleiten sei. Nach dem Walde, welcher den rheinischen Waldstädten den Namen gegeben haben solle, brauchen wir nicht lange zu fragen, da links das Juragebirge, rechts der Schwarzwald mit dem schönen Albthal zur Hand sind. Daß Ersteres die noch zu besprechenden Rheinfälle verursache, ist viel unbezweifelter, als bei den schon besprochenen. Am bedeutendsten und schönsten, obwohl dem schaffhausischen bei Weitem nachstehend, ist unter jenen der kleine Lauffen bei der zweiten Waldstadt Lauffenburg. Er hindert die Thalfahrt nicht ganz, indem die Schiffe ausgeladen und an Seilen hinabgelassen werden. Es wäre keineswegs unmöglich eine sichere Strombahn durch das Felsenriff zu sprengen; aber den Lauffenburgern geschähe damit so wenig ein Gefallen, als den Schaffhausern, wenn man nach dem Vorschlage, der im ganzen Ernste gemacht worden ist, den dortigen Stromsturz durch einen bequemen Handelscanal abgrübe und umgienge. Man hat diesen Gedanken, der uns um eins der schönsten Naturschauspiele brächte, einen gottlosen genannt. Wer weiß indes, wie bald ihm in unsrer industriösen Zeit die Ausführung bevorsteht. Und am Ende fragt es sich noch, ob nicht in einem frömmern Weltalter als dieses ist, die Lücke im Felsendamm des mittlern Rheinfalls von Menschenhänden gesprengt worden ist? Um den großen Lauffen freilich wäre es Schade; doch hier kann man es wohl dem Strom überlassen, sich selbst sein Bette zu ebnen. Er wird es früher vollbracht haben, als man gewöhnlich glaubt. In der Mitte des Lauffens, aber dem rechten Ufer näher, befindet sich ein Felsen, der nur beim niedrigsten Wasserstande hervorragt. Ereignet sich dieß, was in diesem Jahrhundert erst zweimal, 1828 und 1848, der Fall war, so wird vom Ufer her ein Gerüst errichtet und Alles so hergestellt, daß man ohne

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gefahr auf den so genannten Lauffenstein gelangen und sich bequem darauf bewegen und umsehen kann. Ein mit Bändern behangnes Tannenbäumchen schmückt den Felsen, den Alt und Jung aus beiden Städtchen besuchen, um sich des seltenen Erlebnisses zu freuen und die in den harten Granit eingemeißelten Jahrzahlen zu sehen, welchen nun die heurige beigefügt wird.

Der vierte Rheinfall, der Höllhaken, das Gewild oder die Wölfe genannt, beginnt schon eine Stunde oberhalb Rheinfelden und hat eine, wiewohl sehr schmale Durchfahrt, bei der es aber der größten Behutsamkeit bedarf. Zu Seckingen pflegt man erfahrene Steuerleute einzunehmen, um die Schiffe über diese gefährliche Stelle bis nach Rheinfelden zu steuern, wo der Fall unter der Brücke aufhört und der Strom sich beruhigt.

Seckingen, die dritte Waldstadt, würde uns veranlaßt haben, die Legende des heiligen Fridolin, der als ihr Stifter gelten kann, einzuflechten, wenn diese nicht in allen Reisebüchern erzählt würde. Mit dem Fridolin in Schillers Gang nach dem Eisenhammer hat er nichts gemein. Vermuthlich verdankt aber der Canton Glaris diesem Heiligen den Namen. Ihm ward es nämlich zu Ehren des heiligen Hilarius, welchem Fridolin besondere Andacht gewidmet hatte, geschenkt. Wer die Kehllaute der schweizerischen Mundart kennt, wird den Uebergang von Hilarius in Glaris begreiflich finden. Schwerer ist Seckingen selbst abzuleiten. Weder der Sack, den die Stadt im Wappen führt, noch die alten Sequaner, die freilich den meisten Anspruch haben, wollen dazu gefallen. Die reizende Lage des Orts, auf einer Rheininsel, von anmuthigen Höhen umgeben, machte die dritte, an sich schon barbarische, Ableitung, weil sie gleichsam in einem Sack liege, gar zu Schanden.

Eintritt ins große Rheinthal.

Hinter den letzten Rheinfällen beginnt eine neue Periode in der Jugendgeschichte unsers Stroms. War er bisher wie ein unbändiger Knabe auf unwegsamen Pfaden einhergelaufen und hatte sich selbst eine Straße durch Wald und Gebirge gebrochen, so führt ihn nun bald sein guter Genius in ein herrliches, weites Thal, das die wohlwollende Natur eigens für ihn geschaffen zu haben scheint. Die Berge, die bisher seinen Lauf beengt, ja behindert hatten, ziehen sich zu beiden Seiten zurück und ein reiches gesegnetes Vorland legt sich zunächst an seine Ufer; das Wasgau links mit seinen rauschenden Eichen, zur Rechten der tannenstarrende Schwarzwald. Beide Gebirgszüge, die sich von der Schweiz bis zur Rheinpfalz erstrecken, bilden ein langes, geräumiges Felsenbecken, mit dessen Großartigkeit sich kein anderes Flußthal vergleichen darf. Indem der Rhein es erblickt, ist es, als wäre der Vorhang hinweggehoben, der den Schauplatz seiner künftigen männlichen Thaten verhüllte. Jauchzend ahnt er seine große Bestimmung und lenkt freudig in das majestätische Gebirgsthal. In diesem verbindet er zwei der fruchtbarsten, schönsten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutschen Länder, Baden und Elsaß: denn welcher Friedensschluß könnte uns verbieten, ein deutsch redendes Land deutsch zu nennen? Beide langgestreckte Länder liegen noch innerhalb des Thals seiner nächsten Bestimmung, dessen colossale Weite sich darnach ermessen läßt. Bieten sie ihm erst auf der linken Seite, dann auch auf der rechten, nur ebene, wenig abwechselnde Ufer, so gebricht es ihnen gleichwohl nicht an erhabener Schönheit, weil die Bölchen des Schwarzwalds, die Ballons des Wasgaus im Hintergrunde dieser reichen, gesegneten Marken ihre paraboliſch gestalteten Häupter erheben. Beide Gebirgsketten fallen zwar ziemlich steil gegen den Rhein ab, doch verzweigen sie sich, namentlich auf der badischen Seite, so mannigfach, daß diese Gegenden an landschaftlichen Reizen reich genug bleiben.

Nun sind längst beide Seiten des Rheinthals von Eisenbahnen durchschnitten und in der schönen Jahreszeit sieht man es auch hier so von Fremden wimmeln, wie auf den untern Stromstrecken, welchen sie die Dampfschiffe, ein nicht so schnelles, aber angenehmeres Transportmittel, scharenweise zuführen. Ohne Zweifel werden aber die meisten Reisenden die badische Seite vorziehen, wo für ihre Aufnahme besser gesorgt ist, und wo die eigenen Reize des Landes, wie die der herrlichen Seitenthäler, die sich überall öffnen, sie viel dauernder fesseln können. Was das mit Recht gepriesene Elsaß dagegen zu stellen hat, ist vielleicht an sich nicht geringer anzuschlagen, doch liegt es weiter vom Rheine ab, und steht weder mit sich, noch mit andern vielbesuchten, schönen Gegenden in einem so großartigen Zusammenhange. Die Meisten werden sich also wie bisher mit einem Abstecher nach Straßburg begnügen, um von der Platteform des Münsters oder von der Laterne des Thurms herab das weite Elsaß zu überblicken.

Unterhalb der Rheinfälle scheint der Rhein die Kinderschuhe ausgetreten zu haben. Er ist nach einem rheinischen Ausdruck brotstark geworden, das heißt, er hat Kraft genug gewonnen, sich sein tägliches Brot zu verdienen. Zwar hatte man ihm schon früh kleine Geschäfte aufgetragen, z. B. ein Mühlrad umzudrehen, Scheitholz fortzuwälzen, Flöße, Kähne, selbst schwächere Schiffe ein paar Meilen weit zu tragen; aber auf eine längere Strecke durfte man ihm letztere nicht ohne Gefahr vertrauen. Von nun an hat dieß kein Bedenken mehr, ob man ihn gleich noch gerne schont und das Maß seiner Kräfte bedenkend seinem Rücken nicht zu schwere Lasten aufbürdet. Auch die Vorsicht befiehlt dieß, denn noch hat er seine Knabenwildheit nicht ganz abgelegt, noch versinkt er oft in Gedanken und wüthet unbesonnen gegen seine Ufer, reißt Baumstämme mit der Wurzel aus, und führt sie in sein Bette, wo sie das Wasser dem Schiffer verbirgt, der ihm mit größern Segelfahrzeugen als den gedachten Lauertannen im heftigen, durch die vielen Auen, die er umfließt, gereizten Strome nicht schnell genug ausweichen könnte. Daher wagt er sich mit eigentlichen Transportschiffen selten höher als bis Straßburg

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hinauf. Nur die kühnere Dampfschifffahrt hat ihre Herrschaft schon bis Basel ausgedehnt.

Von Rheinfelden gelangte der Rhein nach Augst, der ehmaligen Augusta Rauracorum, jetzt zwei in die Ruinen der alten Kaiserstadt gebaute Dörfer, Basel- und Kaiseraugst, wo sich an die römische Wasserleitung, das sogenannte Heidenloch, die rührende Sage von der Schlangenjungfrau und dem armen Leonhard knüpft, der mit dem edelsten Schatz, der Unschuld, auch die Hoffnung verlor, durch den Kuß der Schlangenjungfrau die höchsten irdischen Schätze zu gewinnen. Mitten durch Basel wälzt sich dann die blaugrüne Woge, am Kloster Klingenthal vorbei, das der Minnesänger Walther von Klingen gestiftet hat, unter der Brücke durch, die Groß- und Kleinbasel verbindet, wo der Lell- oder Lalenkönig, das neuerdings ohne Noth beseitigte Wahrzeichen der Stadt, nach den Schwingungen des Perpendikels der Thurmuhr den Kleinbaslern Gesichter schnitt. Hierüber und wegen jener Schlangenjungfrau geben meine Rheinsagen nähere Auskunft; nur bedarf die Stelle:

Und noch in unsern Tagen
Die Basler Glocken schlagen
Eins mehr als anderswo.

der Berichtigung, denn neuerdings haben die Basler keine eigne Zeitrechnung mehr.

In Basels Münsterchor versäumen wir nicht das Säulencapitell zu besichtigen, das den Kampf darstellt, in welchem Dietrich von Bern, den Löwen im Schilde, den von einem Drachen verschlungenen Sintram, Meister Hildebrands Bruder, aus dem Rachen des Unthiers befreit, eine Heldensage, die sich in Burgdorf bei Bern schon früh localisiert hatte. Das Capitell, einem Capitel der aus deutschen Liedern geschöpften Wilkinasage entsprechend, ist ein wohl gelungenes Stück Arbeit aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts. Nachdem wir uns in dem Gasthaus zu den heiligen drei Königen mit einem Trunk edeln Schweizerbluts, einst zu St. Jacob, dem schweizerischen Thermopylä, für die Freiheit vergossen, gelabt haben, folgen wir dem Strome, der in das oben gedachte große Rheinthal einlenkend seine alte Richtung nach Norden von Neuem annimmt. Bei Klein-Hüningen, der geschleiften Festung gegenüber, wo die von Hebel besungene liebliche Tochter des Feldbergs, die Wiese, dem großen Jungen des Gottharts, ihrem Bräutigam, an's Herz sinkt, verläßt dieser die Schweiz

„wie ne Rothsher vo Basel,
„stolz in sine Schritten und schön in sine Gebehrde."

Breisach und das Breisgau.

Der nächste Ort, dessen wir gedenken dürfen, ist die alte Hauptstadt des Breisgaus. Um aber dem Spott über den vollen Siebenmeilenschritt von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Basel nach Breisach auszuweichen, werfen wir unterwegs einen Blick auf das Städtchen Neuenburg, das dort unter den alten plutonischen Kuppen des Feldbergs, des Hochblauen und des Bölchen liegt. Es ist durch Bernhard von Weimar, der hier seine kühne Seele aushauchte, doppelt merkwürdig. Das Jahr vorher hatte er es nämlich belagert, und über den hartnäckigen Widerstand der tapfern Neuenburger aufgebracht, sich vermessen, in der eroberten Stadt keinen Hund und keine Katze zu schonen. Als endlich die Uebergabe erfolgte, gereute ihn des edeln Blutes; doch ließ er, um sein Wort zu lösen, alle Katzen und Hunde tödten. Von dem nahen Bürgeln, dessen herrliche Aussicht Hebel rühmt:

Z' Bürglen uf der Höh'
Nei, was cha ma seh'!

wird gleich wieder die Rede sein.

Breisach liegt am Fuße des fruchtbaren, vielbevölkerten Kaiserstuhls, eines isolierten Erhebungsvulkans, der mit den Bergen rings umher, auch mit dem Schwarzwald in keinem Zusammenhang steht. Nur der Basaltberg, welcher Breisachs Münster trägt, scheint noch dem Kaiserstuhl anzugehören. Es ist der alte, schon von den Römern bebaute mons brisiacus, welcher der Stadt und dem Lande den Namen giebt.

Seit die Festungswerke von Breisach geschleift waren, hatte das römische Reich nicht mehr, wo es sein Haupt hinlegen sollte. Einst hieß nämlich diese Festung des heiligen römischen Reichs Hauptkissen, der Schlüssel Deutschlands. Nur auf dem linken Ufer steht das französische Neubreisach und das Fort Mortier noch fest und drohend da. Hat man die Warnung des getreuen Eckarts, an den in Breisach noch der Eckartsberg (Eggehartberch Urk. v. 1185), der einst die Zeughäuser trug, so wie bei Freiburg das Schloß Eckart mahnt, so in den Wind geschlagen? Vielleicht wäre es nicht geschehen, wenn damals die Sage von dem getreuen Warner noch lebendig gewesen wäre. Zwar theilte er das Schicksal der troischen Kassandra, keinen Glauben zu finden. Und so würde sich in der Geschichte nur wiederholt haben, was die vorgeschichtliche Ueberlieferung Tragisches meldet. Hätten doch auch die alten prophetischen Worte warnen sollen, die Breisach von sich sagt:

Limes eram Gallis, nunc pons et janua fio:
Si pergunt, Gallis nullibi limes erit.

Schranke dem Gallier einst, nun bin ich Thor ihm und Brücke:
Schreitet er vor, wird bald nirgend ihm Schranke noch sein.

Aus dem Sprichwort: „Du bist der getreue Eckart, der Jedermann vor Schaden warnt," und aus Goethes und Tiecks Gedichten, kennen die meisten unsrer Leser seine Sage nur obenhin. Sie genauer mit ihr bekannt zu machen, scheint hier um so mehr der Ort, als der Breisgau ihre eigentliche Hei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mat ist. Wenn Eckart mit seinem weißen Stabe vor dem wilden Heere hergeht, und Jedermann aus dem Wege weichen heißt, damit er nicht Schaden nehme; wenn er vor dem Venusberge (vielleicht dem erwähnten Eckartsberge oder dem noch sogenannten Venusberge bei Uffhausen unweit Freiburg, an den man auch die Sage vom Tannhäuser knüpft) sitzt, und die Leute warnt hinein zu gehen, weil sie sonst des Tannhäusers Schicksal theilen müßten, so sind dieß spätere Anwendungen seiner schon halb vergessenen Sage. Diese selbst bildet einen der wichtigsten Zweige des großen deutschen Epos. Ihre Grundzüge sind folgende:

Eckart ist der Pfleger der jungen Harlungen, der Brudersöhne Kaiser Ermenrichs (jenes gothischen Ermanaricus), der Vettern Dietrichs von Bern. Wie Eckart einst des alten Harlung getreuer Rath war, so ist der ungetreue Sibich, „von dem die ungetreuen Räthe in die Welt gekommen sind," Kaiser Ermenrichs Rathgeber. Die Sage deutet an, daß Eckart und Sibich einst liebe Freunde gewesen. Aber damals war Sibich selbst noch ein getreuer Mann. Als später sein Weib Odilia von Kaiser Ermenrich gewaltsam entehrt ward, verwandelte er seine Natur und verkehrte sich in den ungetreuen. Roth von Haaren und Bart, die weiße Haut überall fleckig, sein Ansehen gleissend, so schildert ihn jetzt die Sage. Um die erlittene Beleidigung zu rächen, räth er dem Kaiser, unter dem trügerischen Schein unbedingter Ergebenheit, zum Verderben seines Hauses. Seine ersten untreuen Räthe betreffen Ermenrichs eigene Söhne, die von Sibich verleumdet auf des Kaisers Befehl eines gewaltsamen Todes sterben. Gegen Dietrich von Bern ist sein letzter Rathschlag gerichtet, und so wird dessen Flucht zu den Heunen, wo er bei Etzel mit den Nibelungen zusammentrifft, herbeigeführt. In der Mitte zwischen diesen beiden falschen Räthen, die uns hier nicht weiter betreffen, liegt nun der gegen die der Pflege Eckarts befohlenen, in Breisach wohnenden Harlungen, welche Sibich frecher Anschläge gegen die Ehre der Kaiserin zu verdächtigen weiß. Sie fallen, obwohl gewarnt, als das Opfer arglosen Leichtsinns, vielleicht auch ihrer ungezügelten Begierden. Ermenrich giebt nun den Breisgau Wittichen (dem Sohne Wielands des Schmiedes), der einer der Helden Dietrichs von Bern diesem dadurch entfremdet wird. Man sieht aus diesen flüchtigen Umrissen, daß Tiecks Romanzen von dem getreuem Eckart mehr auf willkürlicher Erfindung als auf der echten Sage ruhen. Eckart war kein Pfalzgraf, stammte nicht von den Karolingern, diente keinen Herzogen von Burgund; die Harlungen waren ein gothisches, kein fränkisches Geschlecht, wie Schnezlers badisches Sagenbuch will. Ich muß also den Leser auf „Sibichs Verrath," den 5. Theil meines „Amelungenliedes" verweisen.

Die Vermuthung, daß der Kaiserstuhl an Kaiser Ermenrich mahne, läßt sich, da die Entstehung des Namens durchaus unbekannt ist, nicht abweisen. Vielleicht gewinnt sie aber durch das Folgende größere Wahrscheinlichkeit:

Daß gerade das Breisgau in allen unsern Quellen so übereinstimmend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als die Heimat Eckarts, als das Erbe der Harlungen bezeichnet wird, dafür hat man sich bis jetzt vergeblich nach historischen Gründen umgesehen. Mone erkannte zwar richtig den Zusammenhang des Namens der Harlungen mit dem des untergegangenen gothischen Herulervolks, allein bis jetzt hat es sich nicht nachweisen lassen, daß dieß je an dem alamannischen Oberrhein gewohnt hätte. Wir müssen also andere genügende Anläße suchen, und diese liegen uns in dem geschichtlichen Verhältniß des breisgauischen Fürstenhauses, der Zähringer, zu dem ostgothischen Verona, das in den deutschen Liedern bekanntlich Bern heißt.

Die Zähringer, die ihr Geschlecht von den Etichonen, den ältesten alamannischen Herzogen, leiteten, erhoben schon früh Ansprüche auf das Herzogthum Schwaben. Wirklich ertheilte Kaiser Heinrich III. dem ersten der zähringischen Berthold die Anwartschaft auf dasselbe. Weil aber Rudolf von Rheinfelden des Kaisers Tochter Mathilde entführt hatte, so glaubte die Kaiserin den Fehltritt ihres Kindes wenigstens mit einem Herzogsmantel bedecken zu müssen, und so erhielt Rudolf das Herzogthum Schwaben, Berthold aber ward durch Kärnthen und die Markgrafschaft Verona entschädigt. Von Kärnthen (lateinisch Carintia, auch wohl Caerintia?) nannte sich dieser, ob es gleich nicht lange bei seinem Hause blieb, einen Herzogen von Zähringen, welcher Namen auch dem Stammschlosse beigelegt ward, das sich die Berthold unweit Freiburg erbauten. Von Verona aber führten sie den markgräflichen Titel, der auf die Markgrafen von Baden übergieng. Noch heute zeugt der edle Markgräfler von diesen vergessenen Verhältnissen. Man weiß ferner, daß die großdenkenden Zähringer, die lieber über freie Männer, als über knechtisches Gesindel herrschten, nicht nur Freiburg im Breisgau mit seinem herrlichen Münster auf ihrem Allodium gründeten, sondern auch als Verweser des alten burgundischen Königreichs in der heutigen Schweiz ein anderes Freiburg, und unweit desselben ein anderes Verona, das heutige Bern erbauten. Grund genug für den Volksgesang, Breisach und das sagenberühmte ostgothische Bern in Verbindung zu bringen.

In dem Heldenliede von König Rother spielt der alte Berchter, oder Berther, und in dem von Wolfdietrich der alte Bechtung eine Hauptrolle. Beide hat man längst als eine und dieselbe Person erkannt, und weil sie von Meran genannt werden, auf den geschichtlichen Grafen Berthold III. von Andechs, der den Titel eines Herzogs von Meran erhielt, beziehen zu müssen geglaubt. Da das alte Herzogthum Kärnthen in der nächsten Nähe von Meran lag, so dürfte man wohl mit gleichem Recht an die zähringischen Berthold denken. Ja auf diese deuten die Lieder ausdrücklich. Denn einer der Söhne jenes Berther war Hache, welchen Wolfdietrich an den Rhein nach Breisach setzte, und einer edeln Herzogin vermählte. Beider Sohn ist der getreue Eckart. An diesen Hache erinnert Hachberg, jetzt Hochberg, der alte Sitz der von dem Zähringern abstammenden Markgrafen von Baden und Hochberg; ferner Hoch-

berg bei Emmendingen, 4 Stunden von Breisach, nach der Heidelberger die mächtigste Ruine des Landes.

Wir können nicht umhin, auch des Harlungengoldes, das heißt des Schatzes der Harlungen zu gedenken. Mit dem Hort der Nibelungen darf man ihn nicht verwechseln und auf die Goldwäschen von Selz und Germersheim ist er nicht, wie etwa jener zu beziehen. Der Marner, ein bekannter Minnesinger, spricht von dem Ymelungenhorte, der in dem Burlenberge liege, eine Stelle, die man mit Unrecht auf die Lurlei bei St. Goar gedeutet hat. Schon Grimm erkannte, daß hier von dem Bürglenberge bei Breisach, wo die Harlungen mit ihrem Schatze hausten, die Rede sei. Ymelungen ist aus Amelungen verderbt; für solche können auch die Harlungen als nahe Verwandte des ostgothischen Königshauses gelten. Ich gehe aber weiter und verstehe auch den im Beowulf, einem angelsächsischen Gedicht des 7ten Jahrhunderts, erwähnten Schatz der Brosinge oder Brisinge (brosinga mene), welchen Heime, ein Dienstmann Ermenrichs nach der heerglänzenden Burg getragen haben soll, als den Schatz der breisachischen (von brisiacus) Harlungen, den sich Kaiser Ermenrich nach deren Fall durch Heime zueignen ließ. Bekanntlich wird in der Edda das leuchtende Halsgeschmeide der Freia, der nordischen Liebesgöttin, brîsinga men genannt; vielleicht nur eine Anspielung auf die gedachte Stelle im Beowulf, wo gesagt war, einen bessern Schatz wisse man unter dem Himmel nicht. Diesen Hort der Brisinge, welcher später stäts im Besitz Kaiser Ermenrichs erscheint, auf dessen Schatz noch das Gedicht von Reineke Fuchs zu wiederholten Malen hindeutet, finde ich nun bei den zähringischen Herzogen, und zwar auf dem Kaiserstuhl wieder. Die freiburger Chronik erzählt nämlich die Sage, die Herzoge von Zähringen seien vor Zeiten Köhler gewesen, und hätten hinter Zähring dem Schloß Kohlen gebrannt. Einsmals habe nun der Köhler beim Wegräumen des Schatzes eine schwere geschmelzte Materie am Boden gefunden und als er sie besichtigte, sei es gut Silber gewesen. Dieß habe sich als des Berges Schuld erwiesen, indem es sich bei fernerm Brennen an gleicher Stelle allemal wiederholte, so daß es nun der Köhler von Tag zu Tag fortsetzte und großen Schatz Silbers zusammenbrachte. „Nun hat es sich damals ereignet, daß ein König vertrieben ward vom Reich und floh auf dem Berg im Breisgau, genannt der Kaiserstuhl, mit Weib und Kindern und allem Gesinde, litt da viel Armut mit den Seinen. Ließ darauf ausrufen, wer da wäre, der ihm volle Hülfe thue, sein Reich wieder zu erlangen, der sollte zum Herzoge gemacht und eine Tochter des Kaisers ihm gegeben werden. Da der Köhler dieß vernahm, fügte sichs, daß er mit einer Bürde Silbers vor den Kaiser trat und begehrte: er wolle sein Sohn werden und des Kaisers Tochter ehelichen, auch dazu Land und Gegend — wo jetzt Zähringen das Schloß und die Stadt Freiburg steht — zu eigen haben. Alsdann wolle er ihm einen solchen Schatz Silber geben und überliefern, damit er sein ganzes Reich wieder gewinnen könne. Als der König solches vernahm, willigte er ein, empfieng die Last Sil-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bers und gab dem Köhler, den er zum Sohn annahm, die Tochter zur Ehe und die Gegend des Landes dazu, wie er begehrt hatte. Da hub der Sohn an und ließ das Erz schmelzen, überkam groß Gut damit und baute Zähringen sammt dem Schloß. Da machte ihn der römische König, sein Schwäher, zu einem Herzogen von Zähringen u. s. w.

Noch einmal taucht die Heldensage in Burgheim bei Breisach auf, da an diesem Ort Wolfdietrich am Ende seines Lebens ins Kloster gieng und Buße that, indem er auf einer Bahre sitzend bei nächtlicher Weile mit den Geistern seiner erschlagenen Feinde kämpfte.

In der benachbarten Ortenau spielt auch die Sage vom Staufenberger, für die ich jetzt sowohl auf meine „Volksbücher" als auf die „Rheinsagen" verweisen kann. Ihr hohes Alter verbürgt der schöne kleine Fuß der Fei, durch den sie den treubrüchigen Geliebten beim Hochzeitmal an seinen ersten Ehebund mahnt. Wie in König Rother das Verlöbniß durch Anlegen der Goldschuhe geschieht, so ist es auch hier der Fuß, an dem nach uralter Sitte die symbolische Handlung der Trauung vollzogen war, und dessen gespenstisches Erscheinen darum die Hochzeitgäste entsetzt, den Brautigam tödtet. Für die Ableitung des Namens der Zähringer von Kärnthen spricht aber wieder, daß der Staufenberger mit der neuen Braut das Herzogthum Kärnthen erheirathen sollte. Wir haben es also hier wohl abermals mit einer zähringschen Geschlechtssage zu thun. Die Staufenberger führten einen Staufen, d. h. einen Becher im Wappen; aus dem gekrönten Helm stieg das Bild der schönen Frau empor. Das einst zähringische Schloß Staufenberg liegt eine Stunde von Offenburg. Ueber den nahen Mummelsee, von dessen unergründlicher Tiefe viele Sagen sprechen, muß man den Simplicissimus lesen.

Elsaß.

Auf dieß blühende Land ist uns kaum einen Blick zu werfen vergönnt. Es wird fast in seiner ganzen Länge von der Ill und dem Napoleonskanal durchschnitten, der den Rhein mit der Rhone und so das Nordmeer mit dem mittelländischen verbinden soll. Die Niederungen zwischen der Ill und dem Rhein bieten, den Blick auf die Doppelkette des Schwarzwalds und der Vogesen ausgenommen, wenig Reizendes dar. Erst jenseits der Ill öffnen sich die großartigen und doch lieblichen Thäler des Wasgaus, wo jetzt der so oft als unpoetisch verschrieene Gewerbfleiß mitten in der abenteuerlichsten Romantik, am brausenden Wasserfall, bei dem zerfallenden Felsenschloß, neben wunderthätigen Heiligenbildern, seinen Sitz aufgeschlagen hat. Auch der Weinbau, unter allen landwirthlichen Beschäftigungen die ansprechendste, gedeiht an den östlichen und südlichen Abhängen der Wasgaukette. Und so dürfen wir sagen, es ist auch hier besser geworden als es war. Es wäre undankbar, die Wohlthaten des Mittelalters, indem wir sie genießen, verkennen zu wollen; auch soll

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Ei nicht klüger sein wollen als die Henne; zuweilen hat es aber das Küchlein besser als die Glucke. So muß auch hier die neuere Zeit durch das Verdienst der ältern gegen diese im Vortheil erscheinen. Aus den betriebsamen Thälern, die uns jetzt entzücken, zogen einst Ritter und Reisige sengend und raubend in die friedliche Ebene. Und doch prangt diese noch heute mit mächtigen Städten und himmelanstrebenden Domen, die in jener mannkräftigen, großfühlenden Zeit erbaut worden sind. Der Straßburger Münster spricht dem Mittelalter beredter das Wort, als alle Anpreisungen seiner unbedingten Verehrer. Er ist es auch, der unaufhörlich von Deutschland predigt, und nicht zu tauben Ohren, obgleich die wackern Elsasser, in deren altväterischer Sinnesweise deutsche Art und Sitte zu tief wurzelt, solcher Mahnungen nicht bedürfen. Sie werden, welchem Staate sie auch einverleibt seien, unserm Volke immerdar angehören. Wenn einst Deutschland Einheit und das Maß der Freiheit erwirbt, dessen sein gebildetes Volk würdig ist, dann werden alle seine Söhne ihm auch äußerlich anzugehören wünschen.

An Sagen und geschichtlichen Ueberlieferungen ist kaum ein deutsches Land reicher als das Elsaß. Das Verdienst sie zu sammeln und einzukleiden erwerben sich die Brüder Adolf und August Stöber zu Niederbronn. Manche darunter sind ziemlich allgemein bekannt; andere verdienen es zu werden. Zu jenen gehören die von der heiligen Odilie und von dem Riesenfräulein von Nideck; doch ist letztere von den deutschen Dichtern, Langbein, Rückert und von Chamisso wohl kaum so glücklich behandelt worden, als von ihrer ersten Entdeckerin, der Frau Charlotte Engelhart, gebornen Schweighäuser. Durch diese erhielt sie Grimm, aus dessen deutschen Sagen sie in so manche Gedichtsammlung übergieng. Da jene älteste Bearbeitung nur Wenigen zugänglich ist und zugleich als Probe der straßburger Mundart gelten kann, so theilen wir sie nachstehend mit. Das ehemalige Raubschloß Nideck liegt in der Nähe des Breuschthals an einem wilden Wasserfall, der sich von einer 80 Fuß hohen Felsenwand herabstürzt:

Im Waldschloß dort am Wasserfall
Sinn d'Ritter Rise gsinn;
A mol kummts Fräule hrab ins Thal
Unn geht spaziere drinn.
Sie thut bis schier nach Haslach gehn,
Vorm Wald im Ackerfeld
Do blibt sie voll Verwundrung stehn
Unn sieht, wies Feld wurd bstellt.
Sie luegt dem Ding a Wil so zu:
Der Pflui, die Roß, die Lütt
Ischer ebs neus; sie geht derzu
Unn denkt: die nimm i mitt!
Drno huurt sie an de Bode hin
Unn spreit ihr Fürti (Schürze) us,
Fangt Alles mit der Hand, thuts nin
Unn lauft gar froh noch Hus.
Sie springt de Felswei nuf ganz frisch.
Dort wo der Berg jetzt isch so gäh,
Unn me so krattle muß in d'Höh,
Macht sie nur eine Schritt.
Der Ritter sitzt just noch am Tisch
„Min Kind, was bringste mit?
D'Freud luegt der zu de Auge nuß;
Se krom nur gschwind din Fürti uß;
Was hesch so Zawelichs drin?"
„O Vatter, Spieldings gar ze nett,
I ha noch nie ebs schöns so ghett"
Unn stelltem Alles hin.
Unn uf de Tisch stellt sie de Pflui,
D'Bure, unn ihri Roß,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lauft drum herum, unn lacht derzu,
Ihr Freud isch gar ze groß.
„Ja Kind, diß isch ken Spieldings nitt,
Do heft ebs Schöns gemacht"
Saht der Herr Ritter glich unn lacht,
„Geh nimms nur widder mit!
Die Bure sorje uns für Brot,
Sunsch sterbe mir de Hungertod;
Trah Alles widder furt!"

's Fräule krint, der Vatter schilt:
Ä Bur mir nit als Spieldings gilt,
I lüd nit daß me murrt.
Pack alles sachte widder iin
Unn trahs ans nemli Plätzel hin
Wo des genomme heft!
Baut nit der Bur sin Ackerfeld,
Se fehlts bi uns an Brot unn Geld
In unserm Felsenneſt!"

Diese auch am Rhein häufig wiederkehrende Sage schließt zuweilen mit der alterthümlichen Wendung, daß dem Riesen vor dem winzigen Bauer doch heimlich graut, denn er sagt zu der Tochter: „Thu's weg, mein Kind; wir müssen fort aus diesem Land und sie werden hier wohnen." Der Ackerbau, wie alle menschliche Betriebsamkeit, ist dem Riesen verhaßt, er ahnt, daß er und sein Geschlecht einst von Bürgern und Bauern verdrängt werden wird. Und so spricht diese Sage gleichsam prophetisch aus, was wir in den gewerbfleißigen Wasgauthälern erfüllt sahen.

Auch an der großen deutschen Heldensage hat das Elsaß keinen geringen Antheil. Die Katastrophe des nur in Eckeharts lateinischer Umdichtung erhaltenen wahrhaft homerischen Liedes von Walther und Hildegunde, das ich im Kleinen Heldenbuche erneut habe, begiebt sich im Vogesenwald an dem sogenannten Wasgenstein, der auch in den Nibelungen erwähnt wird und von dem Walther in der Vilkinasage den Namen trägt. Es ist der höchste Punkt der Vogesen, an welchem die alte Heerstraße von Elsaß nach Lothringen vorbeizog. Der Ort heißt noch heute Framant (mons fractus) und liegt 3 Stunden von der Abtei Senones, 6 von Molsheim, unweit der Quelle der Plaine, die in die Meurthe mündet. Der durchbrochene Berg wird uns so genau beschrieben, wie kaum ein anderer Schauplatz unserer Heldenlieder. Zwei gewaltige Felsen fügen die Häupter zusammen und bilden unten ein enges Thor, zu dem nur ein schmaler Pfad Zutritt giebt. Auf diesem mußten die Reisenden durch die Höhle, welche Räubern oft zum Schlupfwinkel diente. Sie ist unten mit grünem Grase bewachsen, oben vom Gipfel des Felsen überwölbt. Eine weite Aussicht in der Ferne bieten ihre äußern starren Wände. Dieß ist der Wasgenstein der Heldensage, wo Walther von Wasgenstein den kühnen Kampf mit den Helden von Worms focht, und Hagen von Tronje, wie ihm der alte Hildebrand in den Nibelungen vorwirft, theilnahmlos auf dem Schilde saß, während ihm Walther so viel der Freunde schlug. Die älteste Gestalt der deutschen Thiersage, die dem 10ten Jahrhundert angehörige ecbasis captivi, die schon lange vor dem Isengrimus und Reinardus die Fabel von der Krankheit des Löwen erzählt, aus der sich endlich unser Reineke Vos entwickelte, legt die Höhle des Wolfs, in welcher die Haupthandlung vorgeht, in den Wasgenwald, vielleicht eben an den Wasgenstein, der uns dadurch mythisch noch bedeutender wird. Auch König Pharamunds Grab soll nach der Sage

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf diesen Felsen liegen, an den sich noch andere Ueberlieferungen knüpfen. Ganz in der Nähe finden sich noch die Trümmer eines alten Schlosses. Ob hier oder auf dem zerstörten Bergschloß Wasenberg bei Niederbronn im untern Elsaß das urkundlich nachgewiesene Rittergeschlecht derer von Waschenstein zu Hause war, bleibt noch auszumitteln. Merkwürdig ist aber das von Mone bekannt gemachte Siegel dieser Ritter, welche sechs abgehauene Hände im Schilde führten. Da jenem Walther von Wasgenstein des Heldenlieds im Kampf mit Hagen, als dieser doch endlich zu den Waffen griff, die rechte Hand abgehauen ward, so ist die Beziehung auf die Sage nicht zu verkennen. Ob Siegfrieds Ermordung im Wasgau oder im Odenwald Statt habe, läßt sich aus dem Liede nicht mit Gewißheit entnehmen. Die Burg, von welcher der grimme Hagen benannt ist, Tronje oder Kirchberg, wird aber im elsässischen Nordgau zu suchen sein. Von dem alten Schloß Geroldseck im Wasgau wuste noch Philander von Sittewald eine der vielen Bergentrückungen zu melden; aber hier hat sich Odin in keinen der geschichtlichen Könige unseres Volks wie im Untersberg oder Kifhäuser, wo Karl der Große und Friedrich der Rothbart von versunkener deutscher Herrlichkeit träumen, sondern in den Siegfried der Heldensage verkleidet.

Auf so manchem Blatte der deutschen Volks- und Culturgeschichte steht der Name des Elsasses dankbar eingetragen. In den Münstern von Thann und Straßburg, wozu noch der des gegenüberliegenden Freiburg zu rechnen ist, hat die deutsche Baukunst das Höchste erreicht, was sich in der Verbindung des Erhabenen mit dem Zierlichen leisten ließ. Fast jede Stadt, jedes Städtchen des Elsasses hat einen modernen Heiligen, das heißt einen berühmten Mann hervorgebracht. Bei Mühlhausen ist das Städtchen Ensisheim der Geburtsort des bekannten neulateinischen Lyrikers Balde, dessen schwungreiche Oden unser Herder verdeutscht hat. Das benachbarte Kolmar ist mit Recht stolz auf seinen Pfeffel, den liebenswürdigen Greis, der mit dem mythischen Homer das Looß leiblicher Blindheit theilte. Man hat ihm ein Denkmal errichtet. Das schönste Denkmal, das Dichtern gesetzt werden könnte, wären wohlfeile, geschmackvolle und fehlerlose Ausgaben ihrer Werke, jener unvergänglichen Denkmale, die sie sich selber gesetzt haben. Eines solchen Monuments ist freilich noch kein deutscher Dichter gewürdigt worden. Bei Pfeffel, der in Deutschland viel zu wenig bekannt ist, wären namentlich wohlfeile Ausgaben des Gediegensten, was er hervorgebracht hat, zu wünschen. Wenn man aber einst zu der Einsicht gelangen wird, daß wir vor Allem solchen Männern Monumente schuldig sind, deren nachwirkende Verdienste gleichwohl nicht durch bleibende Denkmale von ihrer eigenen Stiftung anerkennt werden, wie dieß bei Feldherrn, Staatsmännern u. s. w. der Fall ist, so werden die Kolmarer wohl zuerst ihrer Rösselmänner gedenken. Ein Johannes Rösselmann war es, der sie aus der angemaßten Gewalt Walthers von Geroldseck, Bischofs von Straßburg, durch eine List befreite, die an die Einnahme Trojas mittels des hölzernen Rosses erinnert.

Als nämlich Rudolf von Habsburg das von den Söldnern des Bischofs besetzte Kolmar belagerte, ließ sich Johann Rösselmann in einem riesenmäßigen Fasse in die Stadt schaffen, schlüpfte in der Nacht heraus, und öffnete, von den berauschten Wächtern ungehindert, den Habsburgern das Thor. — In diesem Sinne hat das arme Dorf Waldbach oder Waldersbach bei Rothau seinem berühmten Seelsorger Friedrich Oberlin, einem der edelsten Menschenfreunde, ein bescheidenes, aber doch mit dem Bilde des Unvergeßlichen durch den straßburger Bildhauer Ohnmacht geziertes Denkmal gewidmet. Pfeffels Denkmal haben wir nicht gesehen; das Gutenbergs zu Straßburg ist im Frack und die französische Anmaßung spricht auch die Inschrift aus: Et la lumière fut. Von Kolmar kommen wir auf Schlettstadt, das auch seine Heiligen hat, den Reformator Bucer und den Humanisten Bilde von Rheinach (Beatus Rhenanus). So hat Weißenburg seinen Ottfried, Hohenburg seine Herrat von Landsberg, Kaisersberg seinen Geiler; auch Sebastian Brand und Thomas Murner, aber schwerlich Fischart, waren Elsasser, so wie im zwölften Jahrhundert schon der Glichesäre, der erste der die deutsche Thiersage in deutscher Sprache vorträgt und der einzige, der die Ursache der Krankheit des Löwen, ihres alten Mittelpunkts, zu berichten weiß. Von Straßburgs gefeierten Namen nenn ich nur den ältesten, Gottfried von Straßburg, den liebeseligen, süßredenden Dichter des Tristan. Auch in der neuern Zeit hat diese Stadt bildend auf Deutschland zurückgewirkt, indem Goethe dort im Kreise geistig erregter Freunde die Jahre verbrachte, welche den ersten Ausströmungen seines Genius unmittelbar voraufgiengen.

Baden.

Das dem Elsaß und der Rheinpfalz gegenüberliegende badische Land, dem wir schon in der Schweiz begegneten, wird in seinen malerisch und romantisch hervorragendsten Punkten in der Section Schwaben besprochen. Nur ausnahmsweise haben wir uns erlaubt, bei Breisach zu landen, weil diese Rheinstadt in der Schilderung des alten romantischen Landes wegen ihres Bezugs auf die Heldensage nicht vermißt werden darf. Wir können aber unsere Blicke von diesem schönsten und glücklichsten? deutschen Lande nicht wenden, ohne noch eine Bemerkung über seine ethnographische Lage beizufügen. Gegen Frankreich und die Schweiz begrenzt Baden das westliche und südliche Deutschland; von Würtemberg wird es durch die Höhen des Schwarzwalds geschieden. Aber innerhalb seiner selbst, so wie gegenüber, wo sich Elsaß und die Rheinpfalz berühren, begiebt sich die wichtige Scheidung der rheinischen Völker in Alamannen und Franken, so daß Baden als die Vermittlung dieser Hauptunterschiede in der rheinischen Bevölkerung gelten darf. Auf das Breisgau folgt nämlich rheinabwärts die Ortenau, welche noch zum Herzogthum Alamannien oder Schwaben gehörte, während das nun folgende Uffgau,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

worin Badenbaden liegt, schon zu Franken gezählt wurde, demjenigen deutschen Lande, in dem von jeher die Stärke des Reichs lag. Hier bildet die Murg die Grenze, während links die Sur das elsäßige Nordgau vom fränkischen Speiergau scheidet. So weit wir bisher dem Rheine gefolgt sind, floß er zwischen alamannischen Gauen hin, deren Charakter gleich dem des Volks ein vorherrschend idyllischer ist. Jetzt nähern wir uns einer andern deutschen Stammeigenthümlichkeit, der fränkischen, die ein freieres Bewußtsein, eine heroischere Gesinnung auszeichnet. Der Alamanne ist mehr der Natur hingegeben, der Franke mehr dem Geiste; jener gehört der Empfindung und dem Genuß, dieser dem Gedanken und der That. Doch können sich diese Gegensätze hier nicht scharf gegenüberstehen, da das ganze rheinische Frankenland ein einst von den Alamannen besetztes, diesen abgerungenes Land ist, in welchem dann die Sieger mit den Besiegten vermischt lebten und beider Stämme eigne Sinnesart sich durchdrang und ausglich.

Ursprünglich mochten die Alamannen um den Bodensee, die Franken am Nordmeer heimisch sein. Der noch heute gültige Gegensatz der Ober- und Niederdeutschen scheint in ihnen zuerst geschichtlich aufzutreten. Als diese Völker sich ausbreiteten und auf einander stießen, handelte es sich darum, welcher von beiden Stammcharaktern der in der Mitte wohnenden rheinischen Völker aufgedrückt werden solle. Die berühmte Schlacht bei Zülpich 496 entschied zu Gunsten der thatkräftigern Franken, die nun das herrschende Volk wurden und den Alamannen alle deutsche Gauen zu beiden Seiten des Stroms, von Andernach bis zum Elsaß, entrissen. Indem sich nun die siegenden Franken zahlreich in Gegenden niederließen, wo sich früher ohne Zweifel Alamannen angesiedelt hatten, geschah es, daß hier beide Stämme verschmolzen, jedoch, wenigstens in den untern Gegenden, mit merklichem Uebergewicht des mächtigern fränkischen Elements.

Das von den Franken eroberte Land um die Ufer des Rheins und des Mains empfieng nun den Namen Franken, welches in das östliche und westliche zerfiel, von welchen heutzutage nur jenes, das Land um den Mainstrom, die Benennung beibehält. Das rheinische Franken aber erlangte bald, vielleicht wegen seiner Lage im Herzen des damaligen Reichs, den Vorrang nicht nur vor dem östlichen, sondern vor allen deutschen Ländern. Konrad I. bekleidete, ehe er König wurde, die Missuswürde im rheinischen Franken, welches er nach der Wahl seinem Bruder Eberhard überließ. Unter den Karolingern war es als die königliche Tafelprovinz die vornehmste des Reichs; unter den sächsischen Kaisern verschwindet zwar der Name des rheinfränkischen Herzogthums, doch blieb diesen Landen als dem Sitz des salischen Geschlechts, des edelsten Hauses in Deutschland, der Vorzug unangetastet, und als die Salier in den fränkischen Konraden und Heinrichen selbst den Thron bestiegen, befestigte er sich, der sächsischen Eifersucht zum Trotz, immer mehr. Seitdem galten die Rheinfranken für das erste deutsche Volk, die Wahl des deutschen

Königs mußte auf fränkischem Boden geschehen, nicht minder die Krönung, weshalb man die Erde Frankfurts nach Achen schaffen ließ. Bei beiden feierlichen Handlungen gieng der König fränkisch gekleidet und lebte fortan nach fränkischem Rechte. So war der Erzbischof von Mainz als der rheinfränkische Kurfürst der Primas des Reichs.

Die Bewohner der nördlichen Hälfte Badens, in der Schwebe zwischen fränkischer und alamannischer Volksnatur, scheinen sich doch mehr letzterer zuzuneigen als jener, die erst diesseits des Neckars entschiedener auftritt. Und auch darum preisen wir sie glücklich, denn der gemüthliche Schwabe hat in seinem ruhigen Behagen größere Ansprüche auf irdisches Glück, als der von der Begierde zu wirken rastlos bewegte Franke.

Rheinpfalz.

Von Straßburg abwärts wird der Rhein für den Handelsverkehr in Ober-, Mittel- und Niederrhein eingetheilt, drei Stromstrecken, welche die Natur selber durch größere Schiffbarkeit unterschieden hat. Jeder derselben entspricht einer der drei Hauptpuncte an dem handeltreibenden Rhein, Straßburg, Mainz und Köln, welchen die Nothwendigkeit der Umladung auf die geeigneten Schiffe ein natürliches, dann auch vom Reiche anerkanntes und verbrieftes Stapelrecht verliehen hat. Der jugendliche Rhein oberhalb Straßburg fällt ganz außerhalb dieser Eintheilung. Noch sind aber die zwischen Straßburg und Mainz fahrenden Schiffe von minderer Ladungsfähigkeit als die, deren man sich auf dem Mittelrhein, zwischen Mainz und Köln, oder gar auf dem Niederrhein, zwischen Köln und der Nordsee bedient. Und gleichwohl erhält ein oberländisches Schiff in Straßburg noch nicht die volle Ladung, sondern diese wird auf mehrere kleine angehängte Fahrzeuge vertheilt, von welchen sie erst zu Neuburg oder Schröck (Leopoldshafen bei Karlsruhe) auf das Hauptschiff zusammengebracht werden darf. Denn indem er sich der Rheinpfalz nähert, legt der Rhein allmählich sein Ungestüm ab und nimmt einen regelmäßigern Lauf an. Auch hat nun seine Bette die für schwerer beladene Schiffe erforderliche Tiefe und für die Schifffahrt gefährliche oder bedenkliche Stellen kommen erst unterhalb Bingen wieder vor. Dagegen ist in diesen Ebenen der Rhein zu Ueberschwemmungen geneigt und muß in frühern Zeiten sein Bette mehrfach gewechselt haben. Die Gegend unterhalb der alten Reichsfestung Philippsburg wird das Prurhein (prorhenum) genannt. Der Hauptort desselben war Bruchsal, das wie Brüssel von Brüchen und Sümpfen genannt scheint. So hat auch das benachbarte Durlach von dem See (Lacus) den Namen, welchen hier der Rhein gebildet haben soll. Endlich wurde der Mettersheimer Hof zwischen Germersheim und Philippsburg sonst Klein-Holland genannt. Alles dieß deutet auf Verheerungen, die hier der Rhein angerichtet hat, ehe Natur oder Menschenhand ihm festere Ufer bildete.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Name der Rheinpfalz ist jetzt nur dem rheinbaierischen Lande offiziell und im gewöhnlichen Sprachgebrauch außerdem noch dem benachbarten Rheinhessen verblieben, während auf dem rechten Rheinufer die alte Hauptstadt der Kurfürsten von der Pfalz sammt ihrer Umgebung badisch geworden ist. Die wichtigsten Momente aus der Geschichte der Pfalz zu erzählen, werden wir von Zeit zu Zeit Gelegenheit finden. Auffallend ist es, wie die Pfalz gleichsam eine Reise den Rhein hinauf und wieder hinab gemacht hat. Zuerst nämlich treten die Pfalzgrafen zu Achen, am Niederrhein auf. Bald darauf erfahren wir, daß der Tomberg, zwischen Bonn und der Eifel, ihnen von Alters her gehört hat. Weiterhin finden wir sie als Herrn von Lach bei Andernach zwischen der Mosel und der Nette stark begütert, wo noch heute der Name Alt- und Neupalenz im Andenken ist. Seit Hermann von Stahleck erscheinen sie dann in der seitdem sogenannten Unterpfalz, wo sie Bacharach u. s. w. als kölnisches Lehen besaßen. Immer rheinaufwärts strebend erwarben sie zuletzt Besitzungen in dem alten Lobdengau und gründeten Heidelberg, erhoben es zum Sitz ihrer Herrschaft und verbreiteten sie von dort aus als Kurfürsten von der Pfalz über die ganze Nachbarschaft. Als sie aber nach dem Jülich-Kleveschen Erbfolgestreit die Herzogthümer Berg und Jülich an sich brachten, schien die Pfalz gleichsam zu ihrem ersten niederrheinischen Ursprung zurückzukehren.

Ehe die überrheinische Pfalz diesen Namen empfieng, gehörte sie zum Speiergau, zum Theil auch zum Wormsfeld, welches Mainz mitbegriff. Von Bingen abwärts folgte dann das Nah- und Trachgau. Rechts reihte sich an das Kraichgau, in welchem die Kraich in den Rhein fällt, das schon erwähnte Lobdengau, worin Ladenburg (Lupodunum) und Heidelberg, seine Hauptorte, liegen. Diesem schloß sich das obere Rheingau an, welchen der Main von dem untern scheidet, das heutzutage allein noch den Namen führt. Das Wormsgau wird auch Wonnegau genannt, ein Name, der zugleich auf die Lieblichkeit des Landes und auf die alten Vangionen deutet. Aber auch die Burgundionen, 7 Fuß hohe Männer mit langem Haupthaar, haben eine Zeitlang hier gewohnt und unter den römischen Adlern gefochten, wie das Prosper Aquitanus bezeugt. Von Attilas Hunnenschaaren bedrängt, zogen sie an die Rhone, gründeten dort ein neues Reich und machten Lion zu ihrer Hauptstadt. Die Erinnerung, daß Worms einst die Hauptstadt des burgundischen Reichs war, hat sich außer den Nibelungen noch in dem Volksliede von dem Staar und dem Badwännlein (Rheinsagen Seite 299), wenn man seiner Echtheit vertrauen darf, erhalten, wo die arme Dienstmagd durch das burgundische Wappen an dem Badwännlein als die Tochter eines rheinischen Königs erkannt wird:

„Grüß Gott, grüß Gott, mein Schwesterlein,
Dein Vater ist König an dem Rhein."

Die Rheinpfalz wird von dem Hardtgebirge, einer Fortsetzung der Vo-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verhas pinx.

H. Winkles sculpt.

KLOSTER LAACH.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gesen durchzogen, an dessen Fuße jene fruchtbaren, weintriefenden Höhen sich wölben, die der Gott der Reben zu Lieblingssitzen erkoren hat. Die Reise über Landau, Edenkoben, Neustadt, Deidesheim, Forst, Dürkheim, Ungstadt und Grünstadt, lauter dem Oenologen wie dem Weintrinker wohltönende Namen, gehört zu den schönsten, die man am Rheine machen könnte. Für dießmal liegt sie nicht in unserm Plane; jedoch gedenken wir in die höhern Gegenden Rheinbaierns vom Nahgau aus zurückzukehren. Wir erwähnen nur einzelne hervorragende Punkte. Fast an der Grenze des Elsasses und Rheinbaierns liegt neben der Madenburg, von der man noch tiefer in das von gekrönten Bergkegeln starrende Land blickt, die Kaiserburg Trifels (im Annweiler Thale bei Landau), wo der Bischof von Speier nach Philipps Ermordung die Reichskleinodien verwahrt hielt, und Richard Löwenherz eine Zeitlang gefangen saß, bis ihn sein getreuer Blondel auffand und seine Freigebung bewirkte. Die Sage meldet, Blondel habe den Aufenthalt des Königs in den dunkeln Verliesen der Reichsburg durch Gesang entdeckt. Das Nähere wird verschieden angegeben. Nach Einigen hatte der König die Weise des Liedes, welches die Entdeckung herbeiführte, in den Tagen seiner freudigen Heldenjugend selber erfunden. Zum Verständniß der nachstehenden Behandlung der Sage erinnern wir an die Sitte des Mittelalters, die in den Liedern jener Zeit so häufig benutzt wird, wonach der Wächter von den Zinnen des Thurms, wie sich bei unsern Nachtwächtern noch ein schwacher Ueberrest davon erhalten hat, ihre Meldungen singend zu verrichten pflegten, und daher wohl für gesangliebende und gesangkundige Leute gelten mochten. Die untern Räume des Thurms aber wurden gewöhnlich zu Gefängnissen benutzt. Doch über diesem Verliese steht kein Thurm, unter freien Himmel öffnet es sich und der Blick des Wanderers, der sicher auf dem vierfach durchbrochenen steinernen Geschränke steht, senkt sich schaudernd in die unermeßliche Tiefe.

Richard Löwenherz.

Der Wächter an der Zinne.

Diese Weis' und immer diese
Tag und Nacht,
Singt der König im Verliese
Bis der Morgen lacht.
Sieh, schon durch des Schwarzwalds Forchen
Blickt sein Stral,
Seinem Winke zu gehorchen
Eilen Berg und Thal.
Möcht' er Dem die Freiheit bringen,
Der mit schwindem Schwertesschwang
Weiß die Heiden zu bezwingen
Und die Herzen mit Gesang.

Blondel.

Löwenherz, von Dir erfundnen
Liedeston
Sing ich nun am vielgewundnen
Rheine lange schon.
Dich mit Liedern auszuforschen
Nicht gelang,
Nie erwiedern mir die morschen
Thürme den Gesang.
Horch doch, ist es nicht die Weise,
Die von jener Zinne dringt?
Fiel sie hier so tief im Preise,
Daß sie schon der Wächter singt?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wächter.

Der da unten mit der Cither
Schleicht einher
Mehr ein Sänger als ein Ritter,
Was ist sein Begehr?
Horch, die Töne sind es wieder,
Täuscht michs nicht,
Die so gern in seine Lieder
Der Gefangne flicht.
Im Verständniß mit dem Helden
Mag der schlaue Fremdling sein:
Soll ich ihn mit Blasen melden?
Pflicht wohl wärs, doch herbe Pein.

Richard.

Singen lehrt ich Wand und Spache
Dieses Lied,
Seit des Oesterreichers Rache
Mich von Menschen schied.
Nach von unten, nach von oben
Klingt es hold,
Wie zum Wettgesang erhoben
Um den Ehrensold.
Dort der Wächter; wärs mein treuer
Blondel, der mir unten sang,
Kläng es wohl mit anderm Feuer!
Freiheit ist der schönste Klang.

Blondel.

Bist Du's, Richard, Herz des Leuen?
Heil Dir, Held!
England ließ sich nicht gereuen
Schweres Lösegeld.
Immer konnte man Dich milde,
Gütig schaun:
Männer boten Helm und Schilde,
Ring und Schmuck die Fraun.
Sieh, des Reiches Brief und Siegel
Gab mir Kaiser Heinrichs Macht,
Ungewiß, wo Oestreichs Riegel
Dich verborgen hielt in Nacht.

Richard.

Blondel, Bruder! Reich und Krone
Dank ich Dir;
Aller Frauen Schönste lohne
Was Du thust an mir.

Blondel.

Deines Volkes Lieb und Treue
Dankst Du sie,
Deiner Milde, die ihr neue
Macht und Fülle lieh.

Wächter.

Und mich dünkt, des Lobs gebührte
Auch der Weise wohl ein Korn,
Die euch hier zusammenführte:
Fröhlich stoß ich nun ins Horn.

Trifels liegt auf dem dreifach gegipfelten Sonnenberg; die beiden andern Felsenspitzen tragen die Reste der später gegründeten Burgen Anebos (Amboß) und Scharfenstein. Hieraus erklärt sich nach dem Verfasser der Zusätze zur Weltchronik Rudolfs von Ems, der Name. Bei Neustadt an der Hardt ist das alte Winzingen merkwürdig, wohin die Grafen des Speiergaus ihren Sitz verlegten. Das benachbarte Hambacher Schloß, von dem aus einst der unglückliche Heinrich IV. seinen schimpflichen Zug nach Canossa barfuß antrat, hat auch neuerdings und allerneuestens wieder durch die Volksfeste, die man hier begieng, und die Vorfälle, die sich daran knüpften, eine nicht minder traurige Berühmtheit erlangt. Von Neustadt an der Hardt führt uns das verwegene Dampfroß über Abgründe hin und unter den Bergen ja unter alten Bergschlössern her nach Kaiserslautern, wo auch wie im Kiffhäuser Kaiser Friedrich träumt — von je wiederkehrender Herrlichkeit? Wenig Aussicht gewährt darauf sein altes Schloß, das wir in ein Brauhaus verwandelt finden. Doch hier sind der Kaiserburgen mehr. An der Stelle der Abtei Limburg bei Dürkheim stand einst die alte Stammburg der rheinfränkischen Fürsten, die seit Konrad II. den deutschen Kaiserthron einnahmen. Er und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gisela, seine Gemahlin, verwandelte sie, als ihr Sohn Konrad von den Mauern der weitschauenden Limburg herabgestürzt war, in ein Kloster. Nicht weit davon liegt der Drachenfels, wohin die dortige Volkssage Siegfrieds Kampf mit dem Drachen verlegt. Aber schon Limburg (Lintburg) erinnerte an den Lindwurm. Die dem Drachenfels benachbarten Ruinen mit den wunderlichen Namen: Murr mir nicht viel, Schau dich nicht um, so wie die Waldgegend Kehr dich an nichts scheinen auf eine märchenhafte Gestaltung zu deuten, die dieß Abenteuer Siegfrieds in der Volkserzählung angenommen haben mag.

Zwischen Dürkheim und Grünstadt liegen die Trümmer der Schlösser Alt- und Neuleiningen, aus welchen das gräfliche, dann fürstliche Geschlecht hervorgieng, das noch jetzt im Rhein- und Mainthale mittelbare Herrschaften besitzt. Weiterhin, am Fuße des Donnersbergs, liegt Göllheim, wo König Adolf von der Lanze seines Gegners Albrecht tödtlich getroffen niedersank. Mehre Steine und ein Denkmal, in der Volkssprache des Königs Kreuz genannt, bezeichnen, von einer Ulme beschattet, das Schlachtfeld. In der Nähe trauern auch die schönen Ruinen des Frauenklosters Rosenthal, wo Adolfs irdische Reste zuerst ruhten, nach der Sage von jener Imagina beweint, die sie ihm im Leben zur treuen Begleiterin, ja bald im Tode zur Gefährtin giebt. Die nächste bedeutende Stadt in dieser Richtung ist die ehemals kurpfälzische Amtsstadt Alzei, die uns wieder an die Nibelungen erinnert, wo Volker der Fiedler von Alzeie zu Hause sein soll. Wirklich führte Alzei die Fiedel im Wappen, und die Alzeier werden in der Umgegend spottweise die Fiedler genannt; auch gedenkt das Alzeier Weisthum der Volkerten.

Ueberhaupt sind diese Gegenden an Beziehungen auf unsere Heldenlieder reich. Wir schweigen von Worms, weil wir nur das minder Bekannte anführen wollen. Ungefähr Schröck gegenüber liegt Jochgrim, ein unbedeutender Ort, wo aber nach dem Liede von Ecken Ausfahrt die drei Königinnen wohnten, welche Herrn Eck gegen Dietrich von Bern reizten. Nach der Wilkinasage waren der Königstöchter neun, und ihre Wohnung hatten sie auf dem Drachenfelsen, womit aber nicht der eben erwähnte im Speiergau, sondern der niederrheinische bei Bonn gemeint scheint. Bei dem jenseitigen Philippsburg, welches einst Udenheim hieß, oder bei Oggersheim, darüber schwanken die Angaben, gewann einer der ältesten Pfalzgrafen, jener Ezzo von Achen, der Schwager Kaiser Otto III., eine Schlacht gegen Dietrich, Herzog von Lothringen. Spätere Geschichtsschreiber vermutheten, ein bei dieser Gelegenheit erst zum Vorschein kommender sprichwörtlicher Segenswunsch: Möchtest du nie nach Odenheim gelangen, sei von dieser Zeit an gebräuchlich geworden. Da aber nach der bekannten Strophe der letzten Ueberarbeitung Siegfried bei Odenheim erschlagen sein soll, so ist es viel glaublicher, daß jenes Sprichwort sich auf dem im Volksgesang berühmten Tod dieses Helden, als auf eine längst vergessene Schlacht bei Udenheim oder Og-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gersheim, welche Orte das Sprichwort nicht einmal nannte, bezogen habe. Bisher hat sich aber ein solches Odenheim nicht auffinden lassen. Den Ort bestimmen zu wollen, wo Siegfried erschlagen worden sei, wie es so vielfach, auch von rheinischen Gelehrten versucht worden ist, wird überhaupt ein vergebliches Bestreben bleiben, da die verschiedenen Lieder, aus welchen das Gedicht zusammengesetzt ist, darüber unvereinbare Angaben enthalten. In einer Abhandlung des verdienten Herrn Domcapitular Dahl zu Mainz (Quartalblätter II. 3.) bemühte sich derselbe darzuthun, daß jene Ermordung nirgend Statt gefunden haben könne, als in dem Theile des großen Lorscher Waldes, welcher der Wildbann hieß. Ich bedauere, daß der würdige Mann zu dieser ganz unhaltbaren Annahme durch mich verleitet worden ist. Er gieng nämlich bei seiner Untersuchung statt von dem Original von meiner Uebersetzung aus, wo die Stelle:

Da ließ man herbergen vor dem Walde grün
Der Wildbahn gegenüber die stolzen Degen kühn.

ihn veranlaßt hat, in seinen Urkunden nach Walddistrikten zu suchen, welche den Namen Wildbahn oder Wildbann trugen. Dies Wort kommt aber in der Urschrift nicht vor, vielmehr heißt es da gên des wildes abeloufe, welches ich irrig mit Wildbahn statt mit Wechsel übertrug. Man lernt hieraus, daß der Geschichtsforscher altdeutsch, Dichter und Uebersetzer aber Jägerlatein verstehen sollten.

Müssen wir darauf verzichten, den Schauplatz der Ermordung Siegfrieds zu ermitteln, so läßt sich dagegen die Stelle, wo der Nibelungenhort in den Rhein versenkt wurde, aus dem Gedichte selbst ziemlich genau bestimmen. Es ist nämlich Lochheim bei Bibesheim unterhalb Gernsheim im obern Rheingau. Wer aber dahinreisen will, um nachzuforschen, wird einige Mühe haben, sich zurecht zu finden, denn die alten Dörfer Nieder- und Oberlochheim hatte der gierige, von dem Schatz ungesättigte Strom schon vor dem Jahre 1252 verschlungen. Vielleicht hat Odenheim, welches durch jenes bisher unbeachtet gebliebene Sprichwort neue Bedeutung gewinnt, ein ähnliches Schicksal gehabt.

Indem er diesem nachspürte, stieß Dahl auf eine Gegend im Odenwalde, welche der Spessart (Spechts Hart) genannt wurde. Dahin, meinte er nun, müsse Hagen den Wein versandt haben, nach welchem Siegfried durstete, nicht nach dem großen Spessart, welcher selbst für einen bloßen Vorwand zu entfernt sei. Allein mit so kleinlichem Maßstabe darf man die Riesenschritte des Heldenliedes nicht nachmessen. Bedeutender ist es, was er über die Worms gegenüberliegende gefürstete Abtei Lorsch, deren treffliche Beschreibung ihm verdankt wird, in Bezug auf die Nibelungen anführt. Nach den Zusätzen der Ueberarbeitung zog sich bekanntlich Ute, die Mutter Kriemhildens und der burgundischen Könige, dahin zurück, ja sie wird als die Stifterin der Abtei angegeben. Auch Kriemhilde habe sich dahin begeben sollen, und wirklich sei Siegfrieds Leiche, von der sie sich nicht trennen wollen, nach Lorsch gebracht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

worden, wo er noch in einem langen Sarge liege. Das letztere scheint zwar ganz ohne Grund zu sein; nach Dahls Bemerkung war aber wirklich eine Klosterfrau Uda, die mit der ersten Stifterin Williswinde fast zu gleicher Zeit lebte, die zweite Stifterin der Abtei. Jetzt ist von ihrer alten Herrlichkeit nichts mehr übrig, als das zu einem Fruchtspeicher eingerichtete Chor der zweiten, im 11ten Jahrhundert erbauten Kirche und die weit ältere s. g. Vorhalle, deren römische Capitelle sie in die karolingische Zeit setzen, aus welcher uns auch am Rheine nur wenig Denkmale erhalten sind. Wie ehrwürdig aber dieses Alterthum sei, ließen die Abbildungen, welche seine Farbenmosaik nicht wiedergaben, bisher unenthüllt. Allein schon seine Sarcophagengestalt hätte einen Wink geben sollen. Es ist die Grabcapelle der deutschen Könige aus dem karolingischen Stamm, Ludwig des Deutschen irdische Ueberreste ruhten hier und dem Ueberarbeiter des Heldenliedes muß ihre Bestimmung, königliche Särge aufzunehmen, noch bewußt gewesen sein. Vielleicht verwechselte er Siegfried mit Ludwig, den deutschesten Helden mit dem Könige, den sein Beiname als den deutschen bezeichnet. Neben ihm schlief sein Sohn, Ludwig III., ferner ein Graf Werinher und wahrscheinlich noch andere Verwandte des Hauses; auch die Königin Kunigunde, die Gemahlin des ersten Konrad, ward in der Kirche, die ihrer Mosaik wegen urkundlich die bunte (varia) heißt, beigesetzt. Erst von Lorsch gieng das Bestattungsrecht der deutschen Könige auf Speier über.

Speier.

Bei dem obigen kurzen Ueberblick der wichtigsten Punkte des Speier- und Wormsgaus haben wir uns an das vom Rhein ziemlich entfernte Hartgebirge gehalten. Die Rheinufer sind malerisch weniger anziehend, ihr romantisches Interesse bleibt aber noch groß genug. Wie Frankfurt die Wahl-, Achen die Krönungsstadt, so ist Speier die Todtenstadt unserer Kaiser. Den Römern schon als die Hauptstadt der Nemeter bekannt, von dem Merovinger Dagobert aus dem Schutt der Völkerwanderung erhoben, erstieg es unter den fränkischen Kaisern, die hier heimisch waren, die höchsten Stufen seines Glanzes. Konrad der Salier, der auch den Namen des Speierers führt, ward der Stifter seines berühmten Kaiserdoms. Als sein gleichnamiger Sohn von der hohen Limburg herabgestürzt war, genügte es der frommen Gisela nicht, daß ihres Sohnes Todesstätte Gott geheiligt worden. Das zweite Jahrtausend nach Christi Geburt war angebrochen und das prophezeite Weltende nicht eingetreten. Man glaubte der göttlichen Erbarmung Dankopfer schuldig zu sein, und zumal Konrad, der erste seines Geschlechts, der den Herzogshut mit der Kaiserkrone vertauscht hatte, welche er seinem einzigen noch übrigen Sohne Heinrich zu erhalten hoffte, mußte sich der Gnade des Himmels zugleich verpflichtet und fernerhin bedürftig fühlen. Vielleicht wirkte noch ein dritter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beweggrund mit. Gisela, gleich dem Kaiser aus karolingischem Geschlecht, war eine so nahe Verwandte ihres Gemahls, daß Manche ihre Ehe für unerlaubt hielten. Heiraten in zu naher Verwandtschaft droht noch heute das Volkssprichwort mit „Sterben, Verderben oder ohne Erben." Als nach des erstgeborenen Konrads Sturz ihr der einzige Heinrich übrig blieb, mochte Gisela, jener Drohung eingedenk, auch für dessen Leben zittern, und den Zorn des Himmels zu versöhnen bedacht sein. Auf die Bitte seiner Gemahlin gelobte Konrad in seiner Hauptstadt Speier einen neuen Dom, eines Kaisers würdig, Gott und der heiligen Jungfrau zu Lob, und zugleich zu Ehren des Evangelisten Johannes eine dritte Kirche auf dem nachher sogenannten Weidenberge zu erbauen, wo seine Vorfahren, die Grafen des Speiergaus, ein Hofgut besessen hatten. Am 12. Juni 1030 vor aufgehender Sonne legte er auf seinem Stammschlosse Limburg bei Dürkheim den ersten Stein zu der Abtei, ritt dann in Begleitung der Fürsten, welche der feierlichen Handlung beigewohnt hatten, durch die blühende Ebne nach Speier, wo er zuvörderst den Grundstein des Doms und noch vor dem Imbiß den ersten Stein zu St. Johann legte. Letzteres erhielt später, als die irdischen Reste des heiligen Guido von Ravenna vor dem Hochaltare beigesetzt wurden, den Namen des Weidenstifts. Die Vollendung des Doms, den er sich und seinen Nachfolgern, die diesseits den Alpen sterben würden, zur Begräbnißstätte geweiht hatte, erlebte Konrad nicht, aber er und Gisela sind darin beerdigt. Ihr Sohn, Kaiser Heinrich III. folgte ihnen zwar im Reiche, ganz jedoch hatte der Zorn des Himmels nicht beschwichtigt werden können, denn diesen kraftvollen Fürsten riß ein frühzeitiger Tod plötzlich hinweg und sein kaum sechsjähriger Sohn, Heinrich IV. ward durch die Verirrungen seiner Minderjährigkeit an dem meisten Unglück Schuld, das Deutschland in den folgenden Jahrhunderten betraf. Auch Heinrich III. ist in Speier beerdigt, aber seinem Sohne schien in dem Dome, den er ausgebaut hatte, keine Ruhestätte beschieden. Mitten in die Kämpfe zwischen Kirche und Staat, in die eifersüchtigen Reibungen der fränkischen und sächsischen Völker hineingeworfen, die zu schlichten kaum ein Kaiser mit eisernem Sinn und Willen vermocht hätte, ward er das Opfer verwahrloster Erziehung und ungezügelter Begierden. Was der Jüngling leichtsinnig verbrochen hatte, mußte der Greis jammervoll büßen. Nach so vielen Demüthigungen, von welchen die bekannte im Schnee von Canossa eine welthistorisch symbolische Bedeutung erlangte, traf ihn in den Empörungen seiner Söhne der härteste Schlag. Der Krone beraubt, seiner Ehren und Würden entkleidet, bat er den Bischof von Speier, den er erhoben hatte, um eine Pfründe an seinem Münster, damit er in grauen Tagen nicht Hungers sterbe. Und doch that er eine Fehlbitte. Nicht einmal sein Tod konnte seine Feinde versöhnen. Der Bischof von Lüttich, der ihn mit kaiserlichen Ehren bestattet hatte, mußte seine Leiche mit eigenen Händen ausgraben, weil ihr der Bannfluch geweihte Erde verbiete. Auf einer einsamen Insel der Maas ohne Sang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Klang niedergestellt, erbarmte sich ihrer nur ein zufällig vorüberkommender Mönch, der dem barmherzigen Samariter gleich durch eine schöne menschliche That die ganze Christenheit beschämte. Er weilte bei dem Sarge und sang Tag und Nacht über ihm Bußpsalmen und Todtengebete. Als Heinrich V. endlich in sich gieng und den Leichnam des Vaters nach Speier bringen ließ, war die Kirche, die dießmal unzärtliche Mutter, noch nicht versöhnt und verbot den Kaiser im Königschor beizusetzen, bis der heilige Vater den Bann gelöst habe. Fünf Jahre standen Heinrichs irdische Reste unbeerdigt in der von ihm erbauten St. Afracapelle und nur die getreuen Speierer schreckte der Bann nicht, seiner Seele Gebetsopfer darzubringen. Endlich brachte Heinrich V. dem verrathenen Vater die Lossprechung aus Italien mit, bestattete ihn feierlich in der Kaisergruft und ertheilte den Speierern für ihre unverbrüchliche Treue die ersten Urkunden ihrer Freiheit, die mit goldenen Buchstaben im Giebelfeld ihres Münsters aufgezeichnet werden sollten. Einigermaßen milderte dieß seine Schuld, aber noch hieng sie schwer und unheilbringend über seinem Haupte, und als auch er mit Helm und Schild in die Gruft von Speier getragen wurde, da weinte kein Sohn am Sarge des letzten Kaisers vom salischen Stamm. Der Vaterfluch hat seine Lenden unfruchtbar gemacht, und die Krone gieng, nach einem kurzen sächsischen Zwischenreich, auf die Hohenstaufen über, die durch eine Tochter Heinrichs IV. von den Saliern stammten.

Mit Heinrich V. schließt die erste Reihe der zu Speier begrabenen Kaiser. Sie ruhen neben einander, nur bei Konrad seine Gemahlin, die fromme Gisela, bei dem vierten Heinrich seine vielgetreue, von ihm so oft bitter gekränkte Bertha, dieselbe, auf welche das italienische Sprichwort bezogen worden ist: Non è più il tempo che Berta filava, das aber ursprünglich auf die Mutter Kaiser Karls des Großen, die karolingische Ahnenmutter, Bertha die Spinnerin, geht. Ueber den Gräbern erhoben sich Sarkophage von rothem Marmor, in welche bezeichnende Worte eingehauen waren, die, wenn man von Sarg zu Sarg hinüberlas, die Verse bildeten:

Filius Hic — Pater Hic — Avus hic — Proavus jacet istic,
Hic Proavi Conjunx — Hic Henrici Senioris.

Von den Hohenstaufen liegt nur König Philipp, der Ermordete, und des Rothbarts Gemahlin Beatrix nebst ihrer Tochter Agnes zu Speier begraben, von den Habsburgern Rudolf und sein ungleicher Sohn Albrecht. Kaiser Rudolfs Ritt zum Kaisergrabe — er war in dem benachbarten Germersheim, seinem Königssitz, erkrankt, und ritt im Vorgefühl des Todes nach Speier, um seinen Leib in die Gruft seiner Vorfahren zu tragen — ist von mehrern deutschen Dichtern besungen worden. In meinen Rheinsagen*) habe ich W. Wackernagels Behandlung vorgezogen, welcher folgenden schönen von dem gleichzeitigen Chronisten Ottokar uns erhaltenen, ohne Zweifel histori-

*) Vierte Aufl. S. 305.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schen Zug einzuflechten gewußt hat. Ein Steinmetz, wie Ottokar bescheiden meldet, hatte noch bei Rudolfs Lebzeiten, sein lebensgroßes Bild auf einem Stein ausgehauen und zwar so getreu, daß auch die Falten seiner Stirn nicht vergessen waren. Als der Kaiser nun zu Grabe geritten, reiste er ihm nach, um auch die letzten Furchen, die das Alter noch in das Antlitz des nun Heimgegangenen gegraben hatte, auf sein Bild nachzutragen. Und damit verstieß er nicht gegen die Regeln seiner Kunst, denn:

„Wer so in Sorgen war des Reichs Erhalter,
Auf dessen Stirn ist jede Falte heilig."

Dieser Stein ward nun sein Dach, sagt Ottokar. Vermuthlich ist es derselbe, welcher sich jetzt in der Antiquitätenhalle befindet. Rudolfs Gestalt ist hocherhaben ausgehauen, auf dem Rücken liegend, die Hände auf der Brust gefaltet. Das Gesicht bezeichnet einen magern Greis, die Runzeln der Stirne sind scharf ausgegraben, das Haupt deckt die Königskrone, ein faltenreicher Talar geht ohne Gürtel zu den Füßen, die auf einen ruhenden Löwen gestellt sind. Brust und Schuldern verzieren Wappenschilde mit dem Adler und springenden Löwen.

König Albrecht von Oesterreich und Kaiser Adolf von Nassau, im Leben Nebenbuhler und erbitterte Feinde, ruhen in Speier friedlich neben einander aus, beide Opfer des Königsmords, Adolf von Albrechts, aber in offener, ehrlicher Schlacht, Albrecht gleich jenem Philipp, mit dessen Schicksal das seinige große Aehnlichkeit hat, meuchelmörderisch von der Hand eines Verwandten gefällt. Ungroßmüthig hatte Albrecht seinem Gegner das Grab in Speier versagt, um ihm noch im Tode die königliche Würde zu weigern. Nach Albrechts Hingang ließ sein Nachfolger, Heinrich VII., beide Gegenkönige an demselben Tage, und nur eine Hand breit von einander in die Kaisergruft senken. Wie gerecht richtet die Geschichte! Adolfen gab sie einen beneidenswerthen Tod; sein Mörder Albrecht fiel durch Mörders Hand. Adolfs Ruhe im Grabe wurde nicht gestört; Albrechts Grab schändeten und beraubten die Franzosen. — Ueber Adolfs Asche erhebt sich jetzt, nach Zerstörung der alten Denkmäler, ein neues von seltner Schönheit, welches der Herzog von Nassau seinem königlichen Ahnherrn errichten ließ; Albrechts Gedächtniß hat Schwanthalers Kunst erneuert.

Wir haben Speier die Todtenstadt unsrer Kaiser genannt. Galt sie aber unsern Altvordern vielleicht für die Todtenstadt überhaupt? Da es schwer ist, in diesen mythischen Halbfinsternissen klar zu sehen, so wollen wir die Leser selber urtheilen lassen. Man weiß aus Grimm, das hier und da auch bei den Deutschen die Vorstellung auftaucht, als ob die Seelen der Verstorbenen durch ein flygisches Wasser müßten, welches das Reich der Lebendigen von dem der Todten scheide. Selbst die Sitte, den Leichnamen eine Münze in den Mund zu legen, damit sie das Fährgeld zahlen könnten, muß uns einst nicht fremd gewesen sein. An einigen Orten und darunter auch zu Speier, weiß der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Volksglaube, dem uralte heidnische Erinnerungen zu Grunde liegen mögen, von gespenstischen Erscheinungen zu erzählen, die durchaus an solche Vorstellungen erinnern. In stürmischer Nacht wird z. B. ein schlaftrunkner Schiffer von einer unheimlichen Gestalt geweckt, die ihm den Fährlohn in die Hand drückt und über den Strom gebracht zu werden verlangt. Statt des Einen steigen dann Sechse ein und wenn der Schiffer nicht gleich abstößt, so füllt sich der Kahn mit schwarzen und weißen Gästen, daß der Fährmann keinen Raum für sich selber behält. Ist er endlich drüben, so wirft ein Sturm den Kahn an die Stelle der Abfahrt zurück, wo schon neue Reisende harren und das gespenstische Wesen von Neuem angeht. Zuweilen haben die Unbekannten auch ihre eigenen Nachen, die so gedrängt voll geladen werden, daß der Rand kaum fingerbreit über dem Wasser steht. Nicht immer sind die Reisenden sichtbar, aber deutlich werden ihre Stimmen vernommen. Schon Procop hat eine solche Ueberlieferung aufgezeichnet, jene zu Speier von den überschiffenden Mönchen hat Georg Sabinus nach Melanchthons Erzählung in Reime gestellt. Es ist gewiß nicht zufällig, daß diese weitverbreitete Sage unter allen Rheinstädten gerade in Speier heimisch ist. Doch könnte man fragen, ob die Gräber unserer Kaiser zu der Ansiedelung der Sage Veranlassung waren, oder ob umgekehrt die fränkischen Kaiser ihre Begräbnisse nach Speier verlegten, weil die dortige Gegend unsern Vätern für das Land der Seelen galt?

Der Dom zu Speier ist nicht allein durch seine Kaisergräber merkwürdig. Hier war es auch, wo der heilige Bernhard in Gegenwart des ersten Hohenstaufen, Konrad III., den Kreuzzug mit so hinreißender Beredsamkeit predigte, daß der einem Krieg in so entlegenen Landen ungeneigte König ihr nicht widerstehen konnte und sich gerührt das Kreuz auf den Königsmantel heften ließ. Ja, als beim Ausgang aus dem Dom das begeisterte Volk seine Huldigung so ungestüm an den Tag legte, daß der Heilige im Gedränge fast erdrückt worden wäre, nahm ihn der König ehrerbietig auf die Schultern und trug ihn aus dem Gewühl vor das Münster. Daran hängt die Wundergeschichte von dem redenden Marienbilde zu Speier. Der heilige Bernhard hatte in dem dortigen Dome dem Salve Regina, dem bekannten Lobgesang der Himmelskönigin, in unwillkürlicher Anwandlung dichterischen Gefühls die Worte zugesetzt: O clemens! o pia! o dulcis virgo Maria! welche seitdem in allen Kirchen der Christenheit bis auf den heutigen Tag gesungen werden. In Speier aber ward nicht nur das Salve Regina Jahr aus Jahr ein täglich gesungen, es wurden auch jene zugesetzten Schlußworte in 4 Messingplatten gegraben und in den Boden des Langhauses in solchen Entfernungen eingelegt, daß die erste mit den Worten O clemens! beim großen Thore, die letzte mit der Inschrift Maria! vor den Königschor zu den Füßen des hochberühmten Marienbildes zu liegen kam. Von diesem wird auch erzählt: Als der heilige Bernhard einst um einige Minuten zu spät in die Kirche kam und das Bild in 3 Absätzen und Zwischenräumen mit obigen Worten begrüßte, da habe dieses den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mund aufgethan und dem Heiligen mit der Frage: O Bernharde, cur tam tarde? seine Versäumniß vorgeworfen. Aber Bernhard legte ihm mit einer Bibelstelle: Mulier taceat in ecclesia, Stillschweigen auf, und wirklich soll es, wenn der Versicherung der Wundergläubigen zu trauen ist, seitdem geschwiegen haben.

Anderthalbhundert Jahre war Speier der Sitz des Reichskammergerichts. Auch in der Reformation spielte es eine Rolle, denn hier wurde auf dem Reichstag von 1529 der Name Protestanten zuerst vernommen. Wie im orleans'schen Kriege, wenn das ein Krieg heißen soll, was ein Mordbrennerzug war, Speier nebst Worms, Oppenheim und den meisten Städten der Pfalz in einen Aschenhaufen verwandelt ward, mag ich nicht wiederholen. Ich kann Erinnerungen dieser Art nicht ohne einen Ingrimm erwecken, der zu heftig ist, um sich schön zu äußern. Er gilt nicht den modernen Vandalen, die uns Barbaren zu schelten gewohnt waren, denn von ihnen durfte sich ein deutsches Land nichts Besseres versprechen, nicht jenem 14ten Ludwig, welchen die Boileaus, die wir einst auswendig lernten, für seine kannibalischen Siege als den Helden des Jahrhunderts priesen, nicht seinen Henkersknechten, jenen Louvois, Montclars und Melacs, nach welchen in der Pfalz noch heute die Hunde genannt werden, er gilt nur der deutschen Langmuth, Franzosensucht und Verblendung, denn sie allein tragen die Schuld.

Speier hat sich aus seinem Schutte nie wieder in dem alten Glanze erhoben, wohl aber sein ehrwürdiger Kaiserdom, den das vorige Jahrhundert mit lobenswerther Schonung der alten Formen und Verhältnisse, die sonst diese Zeit so selten zu beachten geneigt war, wiederhergestellt hat. In den orleans'schen Mordbrande hatte er weit mehr gelitten, als der viel kleiner angelegte zu Worms, indem man auf seine völlige Zerstörung planmäßig ausgegangen war. Der ursprünglichen Gründungszeit gehörte er wesentlich nicht mehr an, vielmehr scheint nach den ersten Bränden von 1137 und 1159 fast ein völliger Neubau sich erhoben zu haben, bei welchem die frühere flache Holzdecke durch ein feuerfestes Gewölbe ersetzt ward. Freilich ward auch dieß von den Flammen ergriffen, als bei der Einäscherung der Stadt die flüchtenden arglistig verhöhnten Einwohner einen Theil ihrer Habseligkeiten im Dom geborgen zu haben wähnten, die aber nur dienen sollten, die Flammen zu nähren und das Gotteshaus desto gründlicher zu vernichten. Wirklich stürzten, wie der ältere rhein. Antiquarius berichtet, die Glockenstühle mit entsetzlichem Geprassel ein und das Blei, das von der Hitze geschmolzen war, floß wie Wasser auf der Erde daher. Aber weder Pech noch Schwefel, weder Bickel noch Hebeisen konnte den festen Mauern etwas anhaben: da mußten es die Gräber unserer Kaiser, ihrer Erbauer, büßen, die zinnernen Särge wurden zusammen geschlagen, die Leiber beraubt und mit Füßen getreten, die heilige Asche in alle Winde zerstreut.

Für so große Unbill wird jetzt der Dom zu Speier durch Schraudolphs

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

herrliche Fresken entschädigt, welche seine kirchliche und geschichtliche Bedeutung würdig aussprechen. Schon sind die Kuppel und die schönen Wandflächen des Hauptchors wie der beiden Chöre des Kreuzschiffs mit lebensvollen, beziehungsreichen Bildern geschmückt; an den Entwürfen für das Schiff ist jetzt der Meister mit seinen Gehülfen beschäftigt. Das Hauptchor und das Schiff ist der Schutzheiligen der Kirche, der Jungfrau, gewidmet, der Nordchor erneut das Gedächtniß des für Speier und seinen Kaiserdom unvergeßlichen heiligen Bernhard; in den südlichen theilt sich der erste Märtyrer Stephan mit dem gleichnamigen Pabste, von welchen jener den Kampf mit dem Judenthume, dieser den mit dem Heidenthume andeutet, während der Aufblick zur Kuppel die Verbindung des alten und des neuen Bundes und darin die Gewähr der Ewigkeit der Kirche ausspricht. Den Schlußstein der Kuppel ziert das Symbol des Lammes. In Beziehung darauf stehen in der Wölbung die Bilder der vier großen Propheten, die das Opfer voraus verkündigt, und die vier Begebenheiten, die als Vorbilder gelten: das Opfer Abels, die Opferung Isaaks, die Speisung Abrahams durch Melchisedech und das Manna in der Wüste. Unterhalb der Propheten sind die sitzenden Gestalten der vier Evangelisten angebracht. Der Maßstab ist colossal: die stehenden Gestalten der Propheten messen 16 Fuß und die sitzenden der Evangelisten eben soviel. Was hier auch noch zu leisten bleibt, bis diese großartige Kunstschöpfung ausgeführt sein wird, das Chor ist vollendet und schon dieß lohnt reichlich eine Reise nach Speier.

Aus der unmenschlichen Zerstörung Speiers ist uns kaum eine kostbarere Reliquie erhalten, als die Ruländer Traube, und die wollen wir am Rheine pflanzen und pflegen. Schon der Name Ruland, deutsch für Roland, empfiehlt sie, ob sie gleich an Roland, den Paladin, nicht mahnt, sondern an einen ehrlichen speierer Bürger des Namens. Als Speier 10 Jahre lang in seinem Schutte gelegen hatte, und man jetzt anfieng, es wieder aufzubauen, ließ sich auch Ruland dort nieder und kaufte eine Brandstätte mit einem Garten. Der frühere Besitzer, ein Reichskammergerichtsassessor, hatte daselbst ausheimische Reben gebaut. Als Ruland den Schutt wegräumte waren einige Stöcke unbeschädigt geblieben, welche im Herbste voller Trauben hiengen. Diese drückte er in ein kleines Fäßchen aus, welches er mit Rebenlaub zuspundete und in dem noch vorhandenen Kellergewölbe aufbewahrte. Den Winter über vergaß er darnach zu sehen; als er aber im Frühjahr im Garten war, besuchten ihn einige Männer und Frauen und verwiesen es ihm scherzhaft, daß er ihnen bei so heißer Witterung nicht einen Trunk anbiete. Nun fiel Ruland sein Fäßchen im Keller ein: er entlieh vom Nachbar ein Schoppenglas, ließ es voll laufen und brachte es in den Garten. Der Erste trank es rein aus, der Zweite blieb nicht dahinter: so gieng es Reih herum und Männer und Frauen kamen angetrunken nach Hause. Dieß erregte Aufsehen, die Angesehensten der Stadt versuchten und rühmten diesen Wein als vinum bonum. Jedermann suchte Ableger davon und Ruland verkaufte zuletzt einen fingerlangen Schnittling um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen Thaler. So verbreitete sich diese edle Rebe unter verschiedenen Benennungen, als Rulander, Speiermer, Viliboner (vinum bonum) u. s. w. am Rhein und am Neckar. Ihr wissenschaftlicher Name ist rother Clävner, von Chiavenna oder Cläven in Oberitalien, ihrer ursprünglichen Heimat. Wir empfehlen beiläufig ihren Anbau besonders auf wenig sonnigen Hügeln, wo sie doch jährlich reift und einen äußerst feinen, angenehmen Wein liefert. Wer diesem Rathe folgt, sei es an den Ufern des Rheins, oder in andern Flußthälern, die der Sonne Zutritt gewähren, der wird uns danken, und hätte er dann auch nichts weiter aus diesem Buche gelernt, seine Anschaffung nicht bereuen.

Worms.

Der Weinbau leitet uns schicklich hinüber nach Worms, dessen wir schon oben gedachten. Bei welchem Zipfel wir diese uralte Stadt zuerst erfassen, immer ist sie anziehend und bedeutend. Und der Weinbau ist uns keine so unwichtige Sache, als daß mich meine Landsleute wegen dieser Anknüpfung schelten sollten. Bei der zweiten Theilung des Frankenreichs unter die Söhne Ludwig des Frommen bekam bekanntlich Lothar mit Italien und der Kaiserwürde jenen schmalen Landstrich zwischen Rhein, Maas und Saone, welcher nach ihm Lothringen genannt wurde. Ludwig des Deutschen Antheil war das ostrheinische Deutschland, jedoch wurde ihm von dem westrheinischen noch das Speier-, Worms- und Nahegau zugelegt, welche eigentlich zu Lothringen gehört hätten. Die Annalisten sagen uns, diese Gauen seien dem Erbtheile Ludwig des Deutschen wegen der Fülle des Weins beigefügt worden, der vielleicht damals am Rheine nur hier gedieh. Dieß lehrt uns der König Ludwig als einen echten Deutschen kennen, der seinen Beinamen nicht umsonst führte.

Das Wormsfeld, zu dem früher auch Mainz und das Nahgau gerechnet wurde, ist selbst in dieser seiner weitesten Ausdehnung an guten Weinen nicht so ergiebig, als das Speiergau, es bringt aber einige hervor, die den Rheinweinen beigezählt werden. Wenige Stunden oberhalb Mainz beginnt das Gebirge sich näher an den Rhein zu ziehen und von Oppenheim abwärts bis dahin reifen die sogenannten kleinen Rheinweine, unter welchen der Niersteiner den ältesten Namen hat. Wenn aber schon Worms durch seine Liebfrauenmilch, durch seinen Luginsland berühmt ist, so werden diese doch nicht eigentlich zu den Rheinweinen gerechnet, so wenig als der Rheinfaller bei Schaffhausen, das Schweizerblut bei Basel, der Markgräfler bei Badenweiler, der Affenthaler bei Baden, oder die Hardt- und Bergstraßerweine. Erst wo die Nebel des Rheins und die vom Spiegel des Stroms zurückgeworfenen Sonnenstralen die Zeitigung der edelsten Bergtrauben begünstigen, spricht man von Rheinweinen, ja Einige wollen diesen Namen keinem Gewächse zugestehen, das nicht im Rheingau gewonnen worden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Liebfrauenmilch wächst bekanntlich in dem Garten des Liebfrauenstifts, welches vor dem Mainzer Thore, in der ehemaligen Mainzer Vorstadt lag, welche nach der Zerstörung durch die Vandalen 1689 nicht wieder aufgebaut wurde, wie denn das heutige Worms im Vergleich mit seinem Umfange vor jenem Mordbrande nur ein Flecken ist. Von der Mainzer Vorstadt blieb nur die Kirche des Liebfrauenstifts stehen, deren Umgebung allmählich zu Weingärten angelegt wurde. Diesen gewährt unsere liebe Frau Schutz vor Nord- und Nordwestwinden, indem sie eine hohe nördliche Wand bildet, an deren südlicher und südwestlicher Seite die beste Lage ist, denn nur soweit der Thurm am Abend seinen Schatten wirft wächst nach dem Sprichwort die eigentliche Liebfrauenmilch. Auch den Boden hat sie hergegeben, indem er größtentheils aus dem Schutt der ehemaligen Klostergebäude besteht. Die Wahl des Namens ist also ziemlich gerechtfertigt, wenn es wirklich einen Prosaiker geben sollte, bei dem ein so schöner Name einer Rechtfertigung bedürfte. Wieviel übrigens seine Poesie zu dem Genusse beiträgt, mit welchem wir dieses durch Feuer, Geschmack und Blume ausgezeichnete Gewächs schlürfen, ist unberechenbar. Die zweitbeste Weinlage zu Worms ist das Katerloch, auf der dem Liebfrauenstift entgegengesetzten Seite der Stadt, durch welche es vor den schädlichen Winden geschützt wird. Für die drittbeste gilt der Luginsland, von dem weitschauenden Thurm, der sonst an der Ecke der südlichen Stadtmauer stand, so geheißen. Wer wollte aber nicht lieber Liebfrauenmilch oder Luginsland trinken, als Katerloch? Woher dieser garstige Name seinen Ursprung leitet, wissen wir nicht; wenn ihn aber ein Weinproducent aufgebracht hat, so muß er seinen Vortheil schlecht verstanden, oder dort keine Besitzungen gehabt haben.

Worms gehört mit Köln und Trier zu den ältesten Städten des Rheinlands. Ein mythisches Halbdunkel verhüllt die Anfänge seiner Geschichte. Seinen Beziehungen zur deutschen Heldensage, von welcher schon gelegentlich die Rede war, weichen wir hier auch darum aus, weil wir sie zu erschöpfen nicht hoffen dürften. Nur die Vermuthung mag hier stehen, daß der Name der Stadt, deren älteste Form Borbetomagus mit Wurm nichts gemein hat, die Anknüpfung der Siegfriedssage begünstigt zu haben scheint. Zwar erinnert schon der älteste, wahrscheinlich fabelhafte Bischof von Worms, Victor, an Siegfried, wie zu Xanten, Siegfrieds Heimat, der Dienst des Heiligen Victor zu Hause ist; aber schwerlich ist die Erfindung dieses Bischofs älter als das 16te Jahrhundert. Eine andere geschichtliche Beziehung von Worms zu Xanten, die dem Nibelungenlied eine historische Grundlage unterbreitet, läßt sich darin finden, daß die Kirche von Xanten in Worms begütert war. Der nirgend als in der Gegend von Worms häufiger vorkommende Name Nibelung bezeugt nur, daß die Sage hier einst heimisch und sehr beliebt war. Da er aber hier nicht zuerst auftaucht, sondern im alten Lande der Franken und zwar um es näher anzugeben, in der Gegend von Lüttich, so scheint er nicht zu den burgundischen Bestandtheilen der Sage zu gehören und erst mit der Herrschaft der Franken

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ins Wormsfeld gekommen zu sein. Das alte Wappen der Stadt hat ursprünglich keine Beziehung auf die Heldensage, denn die Deutung des Schlüssels auf jenen, welchen Siegfried dem Riesen abgenommen, um die Jungfrau zu befreien, setzt eine ganz späte Gestaltung der Sage voraus, und wenn fliegende Drachen (Würme) die Schildführer des Wappens waren, so erklären sich diese schon genügend aus dem Namen der Stadt; wie der Schlüssel wohl nur das Verhältniß des Bisthums zum römischen Stuhle andeutet. Der Ansicht des neuesten Geschichtsschreibers von Worms, daß die Siegfriedssage skandinavischen Ursprungs sei, kann ich nicht beipflichten, vielmehr glaube ich, daß sie erst durch die Normannen aus dem alten Frankenlande nach dem hohen Norden gebracht wurde.

Ist kein Dahlberg da? fragten bekanntlich die deutschen Könige nach der Krönung, wenn sie zur Feier ihrer Erhebung Sprößlingen des deutschen Adels den Ritterschlag ertheilen wollten. Diese Frage zeigt uns das in Worms heimische Geschlecht der Dahlberge als das vornehmste, wo nicht älteste der gesammten deutschen Ritterschaft. Die Dahlberge hießen ursprünglich Kämmerer von Worms, und dort war eine eigene Gasse nach ihnen die Kämmerergasse genannt. Gewiß verdankten sie jenen Namen der Obhut über die kaiserlichen Kammerknechte, die Juden, womit sie vom Reiche beliehen waren. Nirgend in Deutschland fand sich im Mittelalter eine zahlreichere Judenschaft, nirgend eine ältere, ehrwürdigere Synagoge. Die deutschen Juden hatten drei oberste Rabbiner, einen zu Prag, den andern zu Worms und den dritten zu Frankfurt, und nach Kaiser Ferdinands Privilegium hatte der zu Worms den Vorzug vor beiden andern. Neuere Untersuchungen finden die uralte Tradition, daß schon Jahrhunderte vor Christi Geburt Juden in Worms Niederlassungen gehabt, mehr als wahrscheinlich. Nach der uralten Chronik der dortigen jüdischen Gemeinde, Maseh Nisim, hatten sich schon um die Zerstörung des ersten Tempels durch die Babylonier, 588 Jahre vor Christi Geburt, Juden nach Worms gezogen, wo es ihnen so wohl gefiel, daß sie sich zur Rückkehr nicht entschließen konnten. Aber die Priester im gelobten Lande drohten ihnen mit der Strafe Gottes, weil Gott den Männern geboten habe, die drei hohen Feste in Jerusalem zu begehen. Da antworteten die Wormser Juden: Sie wohnten im gelobten Lande, Worms wäre das kleine Jerusalem und ihre Synagoge der kleine Tempel. Nach einer andern Ueberlieferung soll die Erde auf dem uralten jüdischen Begräbnißplatz, dem sogenannten heiligen Sand, von Jerusalem dahin gebracht worden sein, weshalb sich andere deutsche Juden sehr angelegen sein ließen, in Worms aufgenommen und begraben zu werden. An das unleugbare hohe Alter der jüdischen Gemeinde zu Worms knüpfte sich alsdann deren Behauptung, daß sie in Christi Kreuzigung nicht nur niemals gewilligt, sondern sogar durch ein eigenes Schreiben an den König der Juden ernstlich davon abgerathen hätten. Dieß verschaffte ihnen jene wichtigen, von Kaiser und Reich bestätigten Privilegien, und veranlaßte, wie es scheint, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alt pinx. *H. Winkles sculp.*

SCHLOSS DALBERG.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sprichwort: Wormser Juden, fromme Juden. Daß sich die aus Cäsarius bekannte Sage von dem Judenmädchen, welchem verheißen war, den Messias zu gebären, und hernach eine Tochter zur Welt brachte, gerade in Worms ereignete, deutet auch darauf, daß diese Stadt für eine Hauptstadt der Juden, für ein deutsches Jerusalem galt. Die jüdische Gemeinde zu Worms hatte eine wohlgeordnete Verfassung unter einem Vorsteher, welcher der Judenbischof hieß. Den Kämmerern von Worms, den Dahlbergen, war der Schutz dieser Verfassung vom Reich übertragen. Die Kämmerer selbst müßten jüdischen Ursprungs sein, wenn sie wirklich, wie sie sich in ihren Stammbäumen rühmten, durch die Jungfrau Maria mit unserm Heiland verwandt gewesen wären. Als einst, die Anekdote ist bekannt, eine Frau von Dahlberg anzuspannen befahl, und der Kutscher fragte, wohin er sie fahren solle, antwortete sie: Zu meiner Cousine nach Liebfrauen. Einer der ersten des Geschlechts der Kämmerer soll, der Familiensage gemäß, nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus, mit der XXII. Legion nach Worms gekommen sein. Uebrigens erbten die Kämmerer von Worms den Namen Dahlberg erst in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, wo das im Nahgau, 3 Stunden von Kreuznach, heimische Geschlecht deren von Dahlburg erlosch und ihre Besitzungen auf jene ihnen durch Heiraten verbundenen Kämmerer von Worms übergiengen, welche Namen, Schild und Helm der Dahlberge den ihrigen beifügten und bis heute fortführen. Von Schloß Dahlburg, das im Stahlstich diese Blätter zu zieren bestimmt ist, unten das Nähere; hier könnte nur von Herrnsheim, dem kaum drei Viertelstunden von Worms entfernten Stammschloß der Familie Dahlberg-Herrnsheim die Rede sein. Eine Spazierfahrt dahin, wozu sich vor dem Thore die Gelegenheit von selber bietet, ein Gang durch das reinliche, wohlhäbige Dorf, und der auf einem günstigen Punkt mit Geschmack angelegte Garten, der Besuch der saubern altdeutschen Kirche, worin neben so manchem seiner Vorfahren nun auch der letzte der Dahlberge ruht, wird dem Leser mehr sagen, als der Raum uns hier gestattet.

Soviel von dem mythischen Worms; das geschichtliche ist nicht minder wichtig. Mediomatriker, Vangionen, Römer, Burgundionen, Hunnen, Alamannen und Franken hatten hier nach einander Wohnsitze. Durch gar manche Concilien, Maiversammlungen, Reichstage und Turniere ist es berühmt. Luthers Worte: „Und wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollt ich hinein," sichern sein Gedächtniß, so lange der Unterschied der Konfessionen besteht. Auch einen Dichter hat es hervorgebracht, den einzigen unter den Deutschen, der vor Friedrich dem Großen Gnade fand, den verdienstvollen, nicht genug gekannten Goetz. Im Nahthal werden wir ihn auf seiner Winterburg heimsuchen. Noch mögen einige Bemerkungen Böhmers über die Geschichte von Worms hier mit wenigen Abkürzungen Platz finden: „An Worms knüpfen sich vor andern Orten große Erinnerungen; die frühe Blüthe unter den Merovingern war im 10ten Jahrhundert zerfallen als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit dem neuen Jahrtausend Burkard von Hessen hier auftrat, ein Schützling Erzbischofs Willigis von Mainz, von Kaiser Otto III. zum Bischof ernannt. Er baute eine Stadt und Kirche, sammelte wieder die Bewohner, gab geistliche und weltliche Gesetze und erwarb seinem Hochstift zu andern Gütern jene in der Stadt selbst gelegene Burg, in welcher Herzog Otto bis dahin Zuchtlose hegte. Unter der Sippschaft dieses Herzogs war nur einer sanften Sinnes: Konrad, der als Jüngling gleich einem Sohn von Burkard genährt und belehrt, dann noch bei dessen Lebzeiten zum König gewählt, die Herrschaft im Reich wieder an die Franken brachte und auf hundert Jahre an sein aus der Gegend von Worms entsprungenes Geschlecht knüpfte. Dreimal in drei Vierteln dreier nacheinander folgenden Jahrhunderte erscheint nun Worms als vorderste deutscher Städte. Zunächst damals als Konrads Enkel seine Macht durch Uebermuth verscherzt hatte und von allen verlassen in seines Geschlechts Heimatsgau sich zurückzog: da kam unerwartet aus Worms, wo die Einwohner mit dem Bischofe zerfallen waren, kampfgerüstet, treu und muthig eine Bürgerwehr ihm entgegen, im Erstehen eines dritten Standes künftige Zeiten verkündend. Solche Erhebung zu lohnen gab damals Heinrich IV. den Wormsern das früheste Privileg, welches eine Bürgerschaft erhielt, auch in Lobsprüchen das herrlichste. Zum andernmal ist Worms voran, da es die erste unter allen Städten von Kaiser Friedrich I. Stadtfrieden und Stadtrath durch kaiserliches Privilegium erhält. Endlich zum drittenmal da es 1254 mit Mainz den großen gewaffneten Stadtbund stiftete, der Deutschlands Geschick hätte wenden können." Und weiterhin: „wie man nun hieraus den Unternehmungsgeist, den kriegerischen Charakter, den ungebeugten Muth dieser Bürgergemeinde kennen lernt, wie sie bei wechselnder Politik der Könige, besonders Friedrichs II., beim Zerwürfniß zwischen geistlicher und weltlicher Macht, in den schwierigen Verhältnissen des zerfallenden Reichs, oft im Streit mit dem Bischof und gequält von raubsüchtigen Nachbarn sich durchwand, wie sie immer gerüstet dastand, ob auch bald dieses bald jenes Stadtviertel aufflammte, welche Thaten sie vollbracht von Selz bis Bingen mit Flotte und Kriegsheer bis über 2000 Mann stark ausziehend, welche treue Unterstützung hier der letzte staufische König gefunden, dieß und mehr will ich hier nur angedeutet haben." Wie wehmüthig stimmt uns nach solcher Glorie der Väter die heutige Unbedeutenheit, welche folgende Frage des verdienten Geschichtsforschers verräth: „Es ist jetzt wieder ein Gymnasium und also doch einige literarische Bildung in Worms: Sollte der Boden Niemanden lieb genug sein, sollten die noch vorhandenen Denkmäler der Baukunst und Dichtung Niemanden genug anziehen, um etwas Würdiges für die Geschichte der Stadt zu thun oder zu veranlassen?" Noch trauriger freilich, daß dieselbe Frage in so vielen andern Städten des Rheinlands, selbst in Köln aufgeworfen schwerlich eine Antwort fände. Aber hören wir wie der Vorredner (denn der Vorrede der Fontes sind diese Schilderungen entnommen) die damalige Größe mit der heutigen Unscheinbarkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vermittelt: „Ich mag von diesem erinnerungsvollen Boden nicht scheiden ohne noch einen Rückblick. Die Stadt Worms, wie sie sich durch die Jahrhunderte ihrer Kraft erbaut hatte, stand noch bis auf den Anfang des 17ten Jahrhunderts in voller Herrlichkeit. In der Mitte der Altstadt, ausgedehnt um den sie und ihre übrigen Kirchen und öffentlichen Gebäude überragenden Dom, abgeschlossen durch eigene Mauern, Thore und Thürme; dann sie rings umgebend die Vorstädte, ebenfalls wieder ausgezeichnet durch Kirchen und Klöster und dann wieder von einer bethürmten Mauer und andern Festungswerken umgürtet; das Innere wie man sich vorstellen kann, voll von Denkmalen des Alterthums und Werken der Kunst. Die Zerstörung begann im 30jährigen Kriege unter unzähligen Bedrückungen dadurch, daß 1602 eine schwedische Besatzung, um sich besser behaupten zu können, den größten Theil der Vorstädte niederbrannte. Was damals übrig blieb, also namentlich die Altstadt, wurde mit Speier, Oppenheim und so vielen andern Orten 1688 im orleansschen Kriege unter den empörendsten Nebenumständen die Beute französischer Mordbrennerei. Von den wenigen Kirchengebäuden, welche damals noch erhalten wurden, sind mehre erst in neuesten Zeiten abgerissen worden, so seit 1807 die äußerst merkwürdige achteckte St. Johanniskirche und etwa 15 Jahre später der sehr schöne Domkreuzgang, den ich selbst noch gesehen habe. Von den alten Vorstädten ist jetzt nichts mehr übrig als die zierliche von den Zünften erbaute Liebfrauenkirche. Baufällig steht sie weithin einsam zwischen Feldern und Gärten. Die Stadt selbst (1837 von 8300 Seelen, wovon ein Zehntel Juden, bewohnt, und in neuern Zeiten sich hebend) ist nun wieder auf den Umkreis der Altstadt beschränkt."

Aus dem orleans'schen Mordbrand hat Worms wenig mehr als seinen herrlichen Dom gerettet, dessen festes Mauerwerk die Franzosen vergebens zu zertrümmern suchten. Das hohe schmale Langhaus mit einem östlichen und westlichen Chor, vier schlanken Thürmen und zwei thurmähnlichen Kuppeln an den Chören, erinnert an den Dom zu Mainz, nur daß dort die Verhältnisse größer sind und die Kuppel über die Thürme emporragt. In den ersten Jahren des Jahrtausends erbaut, ist es eins der ältesten und schönsten Denkmäler des Rundbogenstils, jener am Rhein so viel gepflegten Baukunst, von welcher die Gelehrten nicht wissen, ob sie byzantinisch, romanisch oder lombardisch heißen müsse. Jedenfalls sagte ihre ruhige regelrechte Pracht dem strengen starren Sinn des Nordens zu, dem sich die Milde des Christenthums, die üppige Blüthe der Romantik noch nicht erschlossen hatte. Von dem östlichen Chor und der nördlichen Langseite blicken scheußliche Larven, grimmige Thiergestalten auf uns herab, gleichsam Ausgeburten des finstern Heidenthums, welche die christliche Kirche des 11ten Jahrhunderts noch nicht alle auszuscheiden und zu bewältigen gewußt hatte. Der westliche Chor zeigt etwas spätere Formen und Uebergänge in den Spitzbogen. Man erklärt dieß durch die im 15ten Jahrhundert nothwendig gewordene Wiederherstellung des einen westlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Thurms. Allein schwerlich lag ein westlicher Chor im Plane des ersten Baumeisters. Hier, dem östlichen Chor gegenüber, mußte sich, nach einem durchgreifenden Gesetze, ursprünglich der Haupteingang befinden. Das jetzige schon ganz gothische Hauptportal auf der Südseite kann erst 3 Jahrhunderte später angefügt worden sein. Auf seiner Spitze reitet ein gekröntes Weib auf einem vierfüßigen, seltsamen Thiere. Man hat gefragt, ob es die triumphierende Kirche, die Stadt Worms, oder die babylonische H . . . vorstelle? Auch auf die Frauen des Heldenlieds, die sich vor dieser Kirche schalten, hat man gerathen. Und wirklich hat die Deutung auf Brunhilde, aber nicht die mythische, sondern die historische, des austrasischen Siegberts Gemahlin, viel für sich, denn Worms, wohin sie sich geflüchtet hatte, war es nach einigen Annalisten, wo jenes graunvolle Gericht über die fast 80jährige, herrschsüchtige Frau ergieng:

Der Hengst riß wiehernd aus, die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr: um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spitzen Steine tranken,
Ihr königliches Blut und schaudernd sahn die Franken
Chlotars, des Zürnenden, entsetzlich Strafgericht.
Freiligrath.

Vorher war sie 3 Tage lang mannigfach gemartert, und auf einem Kameele sitzend dem Hohn des Heeres Preis gegeben worden. Für ein Kameel könnte auch das räthselhafte Thier des Wormser Portals gelten, das freilich zu späten Ursprungs ist, als daß die historische Brunhilde damals im Andenken gewesen wäre. Nähere Betrachtung soll sich auch jenes Thier durch die Attribute der 4 Evangelisten, die an dem viergestaltigen Haupt und den unten nicht erkennbaren Füßen zum Vorschein kommen, als ein apokalyptisches ausweisen, so daß die Deutung auf die triumphierende Kirche doch zuletzt triumphiert.

Zwischen Worms und Speier hätten wir Oggersheim und Frankenthal erwähnen können, beide der Mündung des Neckars fast gegenüber, dieses berühmt durch die überprächtige Hochzeit jenes Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, der unter dem Namen des Winterkönigs im böhmischen Kriege einen so tragischen Ausgang nahm; jenes durch seine seltsame Rettung, als in demselben Kriege Hans Warsch, der Viehhirte, mit dem spanischen Feldherrn Don Corduba auf eigene Faust unterhandelte und seiner ganz verlassenen Vaterstadt eine günstige Capitulation, seinem neugebornen Kinde aber einen Pathen erwarb. Der aus Langbeins Gedichten (vgl. auch m. Rheinsagen S. 298) bekannten Anekdote sind wir nicht gesonnen, ihre historische Glaubwürdigkeit anzufechten; der Name des Hirten klingt aber bedenklich. Das digammatisch vorgesetzte W scheint einen der derbsten deutschen Spottnamen verbergen zu sollen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf einen weinreichen Hügel, der in guten Jahren ein Gewächs liefert, dem der Johannisberg nichts entgegenzustellen hat, liegt Oppenheim, das rheinische Jerusalem, zu den Füßen der herrlichen Katharinenkirche und der einst stolzen Reichsfeste Landskron. Jene, aus dem Schutt des orleans'schen Brandes noch nicht ganz erstanden, hat mein Landsmann Dr. Franz Hubert Müller wegen ihrer Schönheit zum Gegenstand eines eigenen kostbaren Werkes gemacht. Das Wahrzeichen Oppenheims ist die Schwedensäule, ein obeliskenartiges, 56 Fuß hohes Ehrendenkmal Gustav Adolfs, der hier, wie die Sage geht, auf einem Scheuerthor über den Rhein setzte. Oppenheim und die Landskron nahm er mit Sturm. Von 10,000 damals gefallenen Schweden und Spaniern werden in der Katharinenkirche die wohlaufgeschichteten Gebeine gezeigt. Von der Schwedensäule erzählt A. L. Grimm: „Ein Löwe mit einer Helmkrone und einem Schwert saß auf der Spitze des Obelisks. Dieses Schwert nahm in der Folge des 30jährigen Kriegs ein kaiserlicher Offizier aus den Klauen des nordischen Löwen und überbrachte es dem Kaiser Ferdinand. Seine Hoffnung versprach ihm dafür große kaiserliche Gnade und reiche Geschenke. Statt der goldenen Ketten aber, von welchen ihm schon geträumt, hätte ihm der Kaiser beinahe an einer eisernen aufhängen lassen, „weil er eines so tapfern Helden aufgerichtete Flammsäule durch Raub also verunehrt."

Neckarthal.

Zwischen Mannheim und Heidelberg bildet der Neckar kein eigenes Thal. Von seinem Gebirge verlassen durchschneidet er quer, in vielfachen Windungen, ein fremdes Thal, das des Rheins, das hier immer noch auf beiden Seiten an 4 Stunden breit ist. Um ein Neckarthal zu finden, müssen wir höher hinaufsteigen. Aber verweilen wir erst bei den Neckarmündungen. Nach der Meinung der Gelehrten waren diese in älterer Zeit nicht wie jetzt in der Gegend von Mannheim, sondern der Fluß wandte sich unterhalb Heidelberg rechts und lief längs der Bergstraße hin, um zugleich mit dem Main seine Wasser, Mainz gegenüber, in den Rhein zu gießen. Noch verrathen gewundene Wiesenstreifen, auf welchen hin und wieder Anker ausgegraben werden, sein altes Bette. Doch schon in den Römerzeiten muß wenigstens ein starker Arm bei dem heutigen Mannheim gemündet haben.

Mannheim, eine Stadt neuen Datums und des allermodernsten Ansehens, zählt als Ort doch schon ein Jahrtausend. Die Herleitung von Mannus, dem mythischen König der Deutschen, dem Sohn des erdgebornen Tuisco, ist nicht besser als die von dem eddischen Mannheim, der Wohnung der Menschen. Der heutigen Stadt, die nicht viel über ein Jahrhundert zählt, wollen wir den Ehrennamen einer schönen, der ihr allgemein beigelegt wird, nicht streitig machen; wie weit aber müssen die Begriffe des Schönen und des Ma-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lerischen in der Anwendung auf Städte auseinanderliegen! Eine strohgedeckte Bauernhütte würden Maler lieber zur Darstellung wählen als des eleganten Mannheims stolze Paläste. Die breiten, schnurgeraden, im rechten Winkel, A=Quadrat gleich B=Quadrat, sich kreuzenden Straßen, die Mannheim so eigenthümlich sind, wie Karlsruhe seine Fächergestalt, erregen durch Einförmigkeit und Leere leicht Langeweile. Lieber die engen krummen Straßen, die winkligen Gäßchen, die himmelhohen Häuser unserer alten Rheinstädte, denen man es ansieht, daß sie das Produkt der Geschichte sind, daß ein wirkliches Bedürfniß sie hervorrief, als diese hohlen Seifenblasen fürstlicher Willkür. Gleichwohl ist die Lage zwischen Rhein und Neckar für den Handel noch glücklich genug gewählt und die Eisenbahn nach Heidelberg fügt Alles hinzu, was der Freund schöner Natur bisher in diesen Flächen vermißte.

Nicht leicht wird ein Deutscher sich in Mannheim aufhalten ohne das dortige Theater zu besuchen, das in der Geschichte der deutschen Bühne, wenn es eine giebt, ja der Literatur, die nicht zu leugnen ist, eine so glänzende Stelle einnimmt. Damals schien es allerdings, als sollte eine deutsche Bühne sich bilden, als Iffland, Beck u. A. Zierden der Mannheimer Bretter, Dalberg Intendant und unser Schiller eine Zeitlang Theaterdichter war. Hier wurden bekanntlich seine Räuber zum Erstenmal aufgeführt. Doch der unvaterländische Sinn der Deutschen und der Mangel alles öffentlichen Lebens trugen auch diese Hoffnungen zu Grabe. Das Mannheimer Haus theilt jetzt das Schicksal aller deutschen Bühnen, französische Vaudevilles und Scribe'sche Machwerke entweihen es. Bedeutungsvoll zeigt gerade ein Kirchhof zu Mannheim Kotzebues und Sands Begräbnisse. Es war in der Nähe des Theaters, wo der Mann, mit dem der Verfall der deutschen dramatischen Kunst begann, von dem Jüngling ermordet wurde, welchen der Schmerz über die sittliche Unwürdigkeit der Zeit zu einer That höchster Unsittlichkeit fortriß.

Schwetzingen dürfen wir nicht unerwähnt lassen, wäre es auch nur, um eines andern Begräbnisses zu gedenken. Hebel ruht hier, der rheinische Hausfreund, der gemüthreiche alamannische Dichter, dessen Schatzkästlein und Lieder sein Vermächtniß und Denkmal sind. Den berühmten Schwetzinger Garten, der vielleicht seines Gleichen nicht hat, werden die Verehrer der Gartenkunst höher als wir zu schätzen wissen. In seiner jetzigen Umgestaltung trifft ihn mit Grund kein Tadel, der nicht allen ähnlichen Anlagen den Stab bräche. Eines solchen Hintergrundes, solcher Gesichtspunkte und Fernblicke, bald auf das überrheinische Hartgebirge, bald auf die Höhen des Schwarzwalds, der Bergstraße oder des Odenwaldes, wird sich nicht leicht eine andere zu rühmen haben. Drei Künste, Architektur, Sculptur und Malerei entschädigen diejenigen reichlich, welche die Gartenkunst allein unbefriedigt läßt. Der Eindruck der prächtigen türkischen Moschee mit ihren Minarets, die eine umfassende Aussicht gewähren, oder des Apollotempels, gehört zu den bleiben-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den. Unter den Sculpturwerken giebt man der Galathee, wie sie dem Bade entsteigt, von Crepello aus carrarischem Marmor gehauen, den Preis.

Die Straße nach Heidelberg, die wir nun einschlagen, führt über Seckenheim, berühmt durch die Schlacht, welche hier Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz, gegen verbundene, an Macht überlegene Feinde gewann:

„Kämpfend mengen sich die Scharen,
Hier der Rhein, der Neckar dort;
Doch des Schlachtgewühls Gefahren
Zähmt des Pfalzgrafs herrschend Wort.

Plötzlich winkt er im Gefechte
Und auf die berittnen Reih'n
Rücken seine Lanzenknechte
Mit den langen Dolchen ein.

Schlüpfen untern Bauch der Pferde,
Stechen hin und stechen her.
Roß und Reiter stürzt zur Erde
Und erschrocken wankt das Heer.

„Flieht, Verzagte! Nicht entlaufet
Ihr der Schande noch der Haft;
Oder freut's euch, so ersaufet
Immerhin in blühnder Kraft.

„Seht, wie kühl das Wasser ladet,
Hier der Rhein, der Neckar dort;
Streckt die Waffen denn!» Begnadet
Führt er sie zum Schloßberg fort.

„Truchseß auf, herbei ihr Schenken,
Rüstet mir das Siegesmal:
Liege Purpur auf den Bänken,
Reich umhangen sei der Saal.

Hörner sollen laut erschallen,
Weine fließen weiß und roth,
Fisch und Wildbrät theilet Allen;
Aber Eins gebreche — Brot.“ u. s. w.*)

Von einer Erhöhung des jenseitigen rechten Neckarufers winkt jetzt Ladenburg herüber, das mit seinen alterthümlichen Thürmen und Thoren auch auf einem großen Theile der Bergstraße sichtbar wird. Am bedeutendsten treten die Thürme der angeblich von König Dagobert gestifteten St. Galluskirche hervor. Der Bau ist freilich jüngern Ursprungs, wie fast die ganze heutige Stadt, deren Anfänge doch in die Römerzeiten reichen. Schon Ausonius erwähnt Lupodunum, das auch ein römisches Bad und viele andere Ueberreste als eine der wichtigsten Niederlassungen der Römer am Oberrhein bezeichnet. Im Mittelalter war es die Hauptstadt des Lobdengaus, dem es den Namen gab. Auf dem Stahlbühel, so heißt noch jetzt eine Ackergewanne gegen Leutershausen hin, war das Gaumal, wo die Grafen des Lobdengaus unter freiem Himmel die sogenannten Gedinge oder öffentlichen Gerichte hegten, Anfangs Namens der fränkischen Könige, welchen diese Grafschaft vorbehalten war, dann der Bischöfe von Worms, die auch im 12ten Jahrhundert, während der Empörung ihrer Bürger, hier ihr Hoflager aufgeschlagen hatten. Bis zu unsern Zeiten ward das Kurhaus Pfalz von den Bischöfen von Worms mit der Grafschaft auf dem Stahlbühel, welche keine andere als die des Lobdengaus ist, mithin auch Heidelberg einbegriff, feierlich belehnt. Die neuere Zeit hat Ladenburg in den Hintergrund gestellt; aber noch heute erinnert seine Saalgasse an den Palast der fränkischen Könige, hier wie überall der Saal genannt. Zum Abschied sei noch einer Legende gedacht, die bis auf unsere

*) Rheinsagen. 4te Aufl. S. 302—5.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tage ein lebendiges Zeugniß hinterlassen hat. Die berühmte Sickingensche Familie, vielleicht einst mit der Burgmannschaft des Saals belehnt, war in Ladenburg begütert, die Kirche zeigt ihr Wappen und Grabsteine, ja eine eigene Kapelle ist nach ihr genannt. Mit dieser haben sie eine Stiftung verbunden, die ihr Geschlecht überdauert hat. Ein Fräulein von Sickingen, so meldet die Sage, verirrte sich einst in dem jetzt gerodeten Schwabenheimer Walde. Es war schon spät in der Nacht, als sie den Schall einer Glocke vernahm. Sie erkannte sie als diejenige, die ihr oft vom Thurme der St. Galluskirche zu Ladenburg in die Messe geläutet hatte, folgte der befreundeten Stimme und fand sich glücklich nach Hause. Seitdem ertönt die Glocke allnächtlich um 11 Uhr und jede Woche läßt der Besitzer des Guts zum Vortheil der Armen Ladenburgs ein Malter Korn zu Brot verbacken.

Von Ladenburg herkommend, genießen wir des Vortheils, Heidelbergs zuerst von der rechten Neckarseite ansichtig zu werden, wo es sich am Vortheilhaftesten darstellt. Die Natur kennt keine Sprünge, behauptete ein alter philosophischer Gemeinplatz, welchen Hegel widerlegt haben soll. Vor Hegel hatte es längst die Gegend um Heidelberg. Wenn man aus dem unermeßlichen, nur in blauender Ferne von Gebirgen umsäumten Rheinthal bei Neuenheim plötzlich in das enge Neckarthal einbiegt, welch ein Sprung! Kaum hat die Straße Raum zwischen der schroff ansteigenden Felswand und dem Fluß, der hinter einer Wendung des Gebirges sich bald dem Blick entzieht. Aber erst fließt er durch die Bogen der leichtgeschwungenen Brücke, jenseits hebt sich gleich hinter der Stadt ein noch höherer Bergrücken, auf dessen Abhange die schönste und großartigste Ruine Deutschlands in ernster Feier thront. „Den Weg hinauf," es sind Goethe's Worte, „bezeichnet, durch Bäume und Büsche blickend, eine Straße kleiner Häuser, die einen sehr angenehmen Anblick gewährt, indem man die Verbindung des alten Schlosses und der Stadt bewohnt und belebt sieht." Es ist als sähe man Heidelberg in einer Prozession nach dem Heiligthum seiner Burgruine begriffen. Das prächtige Schloß überragt der Geißberg mit den wenigen Mauerresten der ältern Burg; noch höher steigt, mit schöner Waldung und nackten rothen Felsenpartieen, der Heidelberg hinan, welchem die Stadt den Namen verdankt; sein schön gerundetes Haupt, gemeinhin der Königstuhl genannt, ist jetzt mit einem leichten schlanken Thurme geziert, der von Neuenheim aus sehr gut ins Auge fällt. Rasch gleitet der Neckar über durchscheinende Granitblöcke der Brücke zu, hinter welcher er seine Wasser wieder sammelt und nun mit vollerer Ader sein Gebirge hinter sich läßt. Den Fluß beleben befrachtete Schiffe und Kähne, und es ist gefährlich anzusehen, wie sie im engen, seichten Stromgleise ruhig und sicher dahinziehen. Selten fehlt es auch, wenn die Witterung günstig ist, an Lustnachen mit schönen Frauen und angelnden Angelsachen.

Aber Heidelberg ist wegen ungünstiger, regnerischer Witterung verschrieen. Im Handwerksburschenlied heißt es von ihm:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heidelberg ist eine schöne Stadt,
Wenn es ausgeregnet hat.

Regnet es denn noch immer in Heidelberg? fragte jener Deutsche, der eine Zeitlang daselbst gelebt hatte, jetzt aber seit Jahren in Paris wohnte, seinen ihn besuchenden Heidelberger Landsmann. Da sich bei dieser Stadt das Neckarthal gerade gegen Westen öffnet, so scheint sie mit ihrer Umgegend den Westwinden, die den Regen bringen, allerdings ausgesetzt. Dennoch mag die Klage, wenn nicht ganz unbegründet, doch sehr übertrieben sein. Ich wenigstens bin Heidelberg das Zeugniß schuldig, daß ich immer schönes Wetter dort antraf, und daß es in den 14 Tagen, die ich noch diesen Herbst dort genoß, nicht ein einziges Mal geregnet hat. Vermuthlich entsprang die Beschuldigung aus der Ungeduld der Reisenden, welche die hochgerühmte, unvergleichliche Gegend in so großer Menge dahin zieht, und die es leicht, wie um den Genuß so um die gute Laune bringt, wenn zufällig ein Regenwetter in ihren kurzen Aufenthalt fällt. Wie es aber die schlimmsten Früchte nicht sind, woran die Wespen nagen, so pflegen auch die Gegenden, wo die Klage über schlechtes Wetter am häufigsten und lautesten erschallt, gerade die schönsten zu sein, wie man sich aus dem Fremdenbüchern leicht überzeugen kann. Auf dem Rigi, auf dem Montanvert im Chamounithal, zu Vevai oder Chillon am Genfersee u. s. w. sind Klagen der Art in allen Sprachen der Welt so häufig eingetragen, daß man glauben müßte, diese Bruchstücke des Paradieses seien das ganze Jahr von einem ossianischen Klima heimgesucht, nichts als Nebel und Regen, wenn nicht hier und da ein Glücklicher in Versen oder Prosa seiner Begeisterung Luft gemacht hätte, oder der Reisende selbst solch ein Glücklicher ist. Wenn auf der Brücke zu Heidelberg, auf dem Philosophenwege, Riesenstein, des Thurms auf dem Königstuhl zu geschweigen, wo eine ganz durchsichtige Luft erfordert wird, wie sie jährlich nur wenige Tage bieten, um der ganzen unbegrenzten Aussicht theilhaftig zu werden, wenn da ein solches Fremdenbuch ausläge, so würde man die Verbreiter jenes Gerüchts mit Namen und Vornamen kennen, denn der Unzufriedene läßt seinen Unmuth gern Schwarz auf Weiß aus, während der begünstigte Reisende Besseres zu thun findet, als mit der Feder in der Hand erkenntlich zu sein. Ein Fremdenbuch in diesem Sinne besitzt aber Heidelberg meines Wissens nicht, wohl aber ein besseres, wir meinen das: Fremdenbuch für Heidelberg und die Umgegend von K. C. von Leonhard, dem bekannten ausgezeichneten Naturforscher.

Auf dieses treffliche Buch, so wie auf den entsprechenden Artikel in der Sektion Schwaben, müssen wir den Leser verweisen, da es hier unsere Absicht nicht sein darf, die dort schon abgehandelte Umgegend Heidelbergs ausführlich zu besprechen. Wir würden sie ganz umgangen haben, wenn sich einige späterhin vorauszusetzende Momente aus der Geschichte der Pfalz, die für das ganze Rheinthal so wichtig ist, an einem andern Ort schicklicher erzählen ließen. Nach dem Plane dieses Werks soll Beschreibung und Erzählung, Ma-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lerisches und Romantisches, Hand in Hand gehen, und da die Schicksale der Pfalzgrafen, welche Heidelberg und sein Schloß gegründet haben, in der Romantik unserer erzählenden Darstellung nicht entbehrt werden können, so sind wir das beschreibende, malerische Element, so weit es ohne Wiederholung geschehen kann, hinzuzufügen allerdings berechtigt. Ohnedieß ist Heidelberg dem Rhein nicht fremd, es liegt ihm näher als es Schwaben liegt, seine Kurfürsten nannten sich Pfalzgrafen bei Rhein, nicht in Schwaben und wenn auch der Stifter Heidelbergs, Pfalzgraf Konrad, als Hohenstaufe ein Schwabe war, so fügte er doch den rheinfränkischen Gauen, die er aus dem Erbe des salischen Kaiser besaß, die rheinische Pfalzgrafschaft hinzu, und ward so in mehr als einem Sinn ein rheinischer Fürst.

Ehe wir unsern Standpunkt auf der Brücke zwischen den Bildsäulen Karl Theodors und der Minerva verlassen, schauen wir zurück nach der unten mit Reben bepflanzten, oben bewaldeten Bergwand des rechten Neckarufers. Es ist der heilige Berg, auf dem einst ein Abgott mittels gewölbter Gänge Orakel erschallen ließ. In christlicher Zeit trug er zwei Klöster, wovon jetzt nur wenige Ruinen übrig sind. Etwas oberhalb der Brücke gelangt man durch die Hirschgasse auf den Philosophenweg. Am südlichen Gehänge des heiligen Berges zwischen Weingärten hinziehend läßt er die ganze Lage von Heidelberg, und dazu das Rheinthal von Baden bis zum Donnersberg, Speier mit seinem Kaiserdom mit eingeschlossen, bequem überblicken. Ich wollte, daß alle Philosophen diesen herrlichen Weg täglich wandelten. Welche Philosophie müßte da zu Tage kommen! Ich würde mich wohl bedenken, eine orthodoxe Dogmatik, oder das Augsburger Glaubensbekenntniß sammt der Concordienformel und dem Heidelberger Katechismus zu unterschreiben; aber eine Weltweisheit, zwischen Lusthäusern und Rebenlauben, in der Sonne des Himmels, die der Spiegel des Neckars verdoppelt, im Angesicht der erhabensten Natur auf dem Philosophenwege erdacht, wer wollte sie nicht unbesehens Paragraphen für Paragraphen unterzeichnen?

Um die Schloßruinen zu besuchen, betreten wir jetzt die Musenstadt und drängen uns durch das Gewühl der Reisenden vor dem Gasthaus zum Prinzen Karl nach dem sich hier emporziehenden Burgweg. Da aber eben mehre Esel-Cavalcaden hinaufreiten, so zwingt uns unsere Ungeduld die von den schönen Reiterinnen fast gesperrte Straße bald wieder zu verlassen und den mit steinernen Treppen aufgemauerten Fußweg einzuschlagen, der unter hohen breitschattenden Fruchtbäumen an dem sanften Abhange vorbeiführt, wo einst Clara von Dettens Garten stand. Hier war es, wo der siegreiche Friedrich, der uns von Seckenheim her bekannt ist, im Arm der Liebe von Schlachten und Zeitstürmen ausruhte. Er, der Besieger übermächtiger Feinde, der dem Pabst und dem Kaiser zugleich zu trotzen wagte, hatte den schönsten Sieg über sich selbst davongetragen. Sein Bruder, Ludwig der Sanftmüthige, war in blühender Jugend verstorben und dessen Erbe Philipp, ein einjähriger

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Knabe, wäre mit der Pfalz ihren Feinden zum Opfer geworden. Da ergriff Friedrich der Siegreiche das Ruder mit starker Hand, ja er nahm auf die dringende Bitte seiner Stände, die den Wunsch des Landes aussprachen, die kurfürstliche Würde an. Wohlan, ich will euer Kurfürst sein, sprach er zu den Versammelten im Rittersaal; aber den kleinen Philipp auf den Arm hebend fügte er hinzu: und dein Vater, guter Knabe. Nicht für sich und seine Nachkommen, sondern für seinen unmündigen Neffen wollte er auf dem Schlosse seiner Väter herrschen und in schwierigen Zeitläuften die Grenzen des Landes schirmen und erweitern. Ihm zu Gunsten verzichtete er auf eine standesmäßige Vermählung, schloß „ein geliebtes, nicht fürstliches Weib," die edle Augsburgerin, die er selbst urkundlich seine Sängerin nannte, an sein Herz, kaufte seinen Nachkommen die Grafschaft Löwenstein, welche sie noch heute besitzen, und ließ sein häusliches Glück von Kemnat, seinem Freund und Lehrer, im Gesange feiern. „Wer nur ein gefühlvolles Herz hat," sagt N. Vogt, „kann sich leicht vorstellen, wie süß Friedrichen die Umarmung seiner geliebten Clara nach der Schlacht von Seckenheim müsse gewesen sein, wo er die zwei reizendsten Genüsse einer edeln Seele, Ruhm und Liebe, zugleich fand." Bekanntlich erheben jetzt die regierenden Grafen von Löwenstein-Werthheim, als Sprößlinge aus Friedrichs und Clara's rechtmäßiger Ehe, Ansprüche auf die Nachfolge in den pfalzbaierischen Landen.

Friedrich des Siegreichen Werk ist auch der sogenannte gesprengte Thurm, der uns dort, sobald wir vor das mittlere Schloßthor getreten sind, über den breiten Burggraben als ein Wunder der Zerstörung entgegenblickt. Unendlich schöner und malerischer ist dieser Thurm in seinen Trümmern als er in den Tagen seines Glanzes gewesen sein kann. Man möchte es der Verheerungssucht der Franzosen Dank wissen, daß sie im orleans'schen Kriege diese fast cyklopischen Mauern auseinandersprengten und so das Innere des gewaltigen Baus unsern Blicken aufschlossen. Das abgerissene Mauerstück, das halb im Graben liegt, halb an das stehengebliebene Gemäuer emporreicht, gewährt den Anblick, als würde es eben von der Gewalt des Pulvers hinweggeschleudert. Zwei übereinander stehende gothische Säulen, von eben so schönen Formen als gigantischen Verhältnissen, tragen die steinernen Gewölbe der beiden uns durch die Zerstörung eröffneten Thurmhallen. Die oberste hat noch einen Ueberbau mit offener Galerie, aus deren Gestein junge Bäume mit kräftigem Wuchs emporschießen. Da dieser Punkt durch die Schlüsselbewahrerin zugänglich gemacht werden kann, so treten oft hinter dem Gebüsch, das die Thurmruine krönt, kräftige Gestalten in Reisekleidern hervor, was eine überraschend schöne Wirkung macht. So vielfach dieser Thurm gezeichnet oder in Worten geschildert ist, keine Abbildung, keine Schilderung reichte je auch nur von fern an die Natur, während sonst die Erscheinung eben keine seltene ist, daß sich die Dinge im Bilde bei weitem besser ausnehmen als in der Wirklichkeit. Man empfiehlt mit Recht als den vortheilhaftesten Standpunkt die Tiefe des Schloß-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

grabens, etwa bei dem untern Fürstenbrunnen, wo Matthison seine berühmte Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses gedichtet haben soll. Die schöne und gefühlvolle Welt Heidelbergs pflegt sich jetzt in dem gesprengten Thurm zu Concerten und Gartenharmonieen zu versammeln, welche in solcher Umgebung wahrhaft zauberisch klingen. Oft ist es als mische sich voller Wohllaut die Stimme Clara Dettens, der geliebten Sängerin des Thurmerbauers, oder der prophetische Gesang jener Jetta, der ersten Bewohnerin des Hügels, in die vollen Musikchöre.

Durch den sogenannten Riesenthurm, das Hauptthor des Schlosses, gelangen wir jetzt in den Burghof, ein Moment, der in unserm ganzen nachherigen Leben Epoche zu machen bestimmt ist, vorausgesetzt, daß wir ihn zum Erstenmal erleben. Der Boden, den wir treten, ist geheiligt, in Deutschland giebt es keinen zweiten so classischen Raum, nirgend strömt uns wieder diese Fülle der bedeutendsten Erinnerungen entgegen. Aber nur dem Einsamen erscheinen die hehren Gestalten der Vorzeit, nur dem gesammelten Gemüthe stehen sie Rede; hier aber entfliehen sie vor dem Schwarm der Gäste, die Silens abscheuliches Thier unterdes zu ihren geweihten Wohnsitzen getragen hat. Die schaulustigen Fremden pflegen selten viel nach dem Rittersaal in König Ruprechts Bau, noch nach Otto Heinrichs geschmackvollem Palast zu fragen, sie kümmert weder der achteckige Thurm noch die Ruprechtinische Capelle; aber das Gewölbe darunter, worin das weltberühmte Heidelberger Faß liegt, muß ihnen aufgeschlossen werden. Statt eines finden sie da zwei Fässer, ja sie erfahren von einem dritten ältesten, gleichsam dem Großvater des jetzigen größten Fasses. Aber leider sind beide Fässer leer; ein Umstand, durch welchen sie plötzlich gar sehr in der Meinung der Reisenden sinken, denn was kann es ihnen helfen, daß der hohle Bauch des größern Faßungethüms 282,200 Flaschen auf einmal zu fassen vermag, wenn der Führer wiederholt versichert, ja die Reisebücher zum allgemeinen Schrecken bestätigen, daß nicht die Nagelprobe darin geblieben sei! Was helfen nun des gekrönten Hofpoeten Joseph Tannenberg fromme Wünsche, die auf der Vorderseite des ältern Fasses den Schluß der Aufschrift bilden:

Gott segne diese Pfalz am Rhein
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
Daß dieses Faß und andre mehr
Nicht wie das alte, werden leer.

Auch die Reime auf der Rückseite werden jetzt nüchtern gefunden, obwohl sie dem Mann mit der „gepuderten Perücken, drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken," wie Uhland singt, besser gerathen sind. Wir theilen nur die körnigsten mit:

Wenn Jörg von Frundsberg leben sollte
Und seinen Knechten geben wollte
Gewehr und Harnisch, glaubet das,
Sein Zeughaus wäre dieses Faß.

In diesem Faß sind eingeschlossen
Viel schöner Sprüch, auch Schimpf und Possen
Nachdem in seinem Hirn der Mann,
Der trinkt, den Wein vertragen kann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir können vieler Ding entbehren,
Auch dieß und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer sein,
Die Weiber hassen und den Wein.

Der Wein uns fremde Sprachen lehrt,
Der Blöden Herz und Muth vermehrt;
Berauscht man sich, so werden gleich
Der Knecht ein Herr, der Bettler reich.

Der Wein und Gold sind hochgeacht,
Ein jeder Mann nach beiden tracht:
Der Mann bestehet in der Welt,
Der mäßig brauchet Wein und Geld.

Man brauet Bier im Land zu Meißen,
In Sachsen, Pommern, Holland, Preußen;
Gott Lob, die edle Pfalz am Rhein
Giebt uns und ihnen guten Wein.

Nur Perkeo's holzgeschnitztes Standbild und sein Schwank mit dem Fuchsschwanz erregt wieder Heiterkeit, zumal wenn man erfährt, daß Karl Philipps lustiger Rath, gleich dem König Laurin ein tyroler Zwerg, doch trotz einem Riesen zu zechen verstand und vor funfzehn Flaschen großen kurpfälzischen Hofmaßes nicht zurückschreckte. Um so mehr bedauert man ihn, daß er im Tode verurtheilt ist, bei leeren Fässern, die ihm im Leben ein Grauen gewesen sein müssen, Wache zu stehen und durstige Gäste mit trockenen Späßen zu unterhalten. Zuweilen ruft wohl ein Engländer nach Hock, d. i. Rheinwein, und gönnt auch Perkeo eine Libation, damit er ein Auge zudrücke über die Walzer und Galoppaden, welche die übrige Gesellschaft sich eben anschickt über dem Spund des Fasses, wo ein Tanzboden ist, aufzuführen. Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen, zum Ueberfluß finden sich ein Paar Musikanten dazu, und ehe wir uns umsehen, ist der Ball in vollem Gange. Nun haben wir sie weit genug, die Musik, die aus dem Keller heraufdönt, lockt alle neuen Ankömmlinge hinab und wir können unsere Lieblingsplätze ungestört wieder aufsuchen und die Heldengestalten der ältesten pfälzischen Geschichte zu beschwören suchen.

Drei Punkte sind es, die uns zunächst anziehen. Dem Leser, der je in Heidelberg gewesen ist, werden sie erinnerlich sein. Zunächst der große Altan vor der Nordseite der Burg, mit den beiden Erkern, dann der Stückgarten unter den hohen Linden vor dem colossalen dicken Thurm und dem engländischen Bau, mit dem Blick in Clara's Garten, oder auf die epheuumrankte Bildsäule des unglücklichen Winterkönigs, endlich die Terrasse im Schloßgarten, wo die Burgruine sich so groß und edel darstellt, wenn das Auge nicht in die schnellen Fluten des Neckars hinabtaucht, oder auf den Ziegeldächern der fröhlichen Musenstadt ruht, oder gar die Windungen des Neckars verfolgend den Rhein und die blauen Berge des Wasgau's aufsucht. Welche Sonnenuntergänge, welche Mondscheinnächte haben wir hier genossen! Und doch ist es noch schöner, von den wenigen Mauertrümmern der ältern Burg herab den blutigen Tod der Sonne zu erleben, wenn ihr letztes Roth die offnen Fensterbogen der untern Burg vergoldet, die schweigend zu unsern Füßen liegt und bei dem Blick in das Meer des Glanzes auch ihrer alten Herrlichkeit zu gedenken scheint.

Die Römer sollen zuerst auf dem kleinen Geißberge, wo hernach das obere

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schloß stand, ein Castell gehabt haben, so wie ein anderes jenseits auf dem heiligen Berge. Aus diesen erwuchs in fränkischer Zeit dort die Abrinesburg, hier die sogenannte alte Pfalz, welche von dem Gebirge Heidelberg *), auf dessen Abhang sie erbaut war, den Namen empfieng und ihn auf den Ort übertrug, der zu ihren Füßen lag. Es ist gewiß, daß Konrad von Hohenstaufen, Friedrich des Rothbarts Halbbruder, schon ehe er zur Pfalzgrafschaft gelangt war, diese Burg bewohnt hat. Die Grafschaft auf dem Stahlbühel oder im Lobdengau, zu welcher sie gehörte, soll König Dagobert der Zweite sich vorbehalten haben, als er dem Hochstifte Worms mit der Stadt Ladenburg, deren Bezug auf die Grafschaft nun schon bekannt ist, viele königliche Rechte im Lobdengau schenkte. Es scheint aber, daß die Bischöfe von Worms sie unter Heinrich II. an sich brachten und die rheinfränkischen Fürsten aus dem salischen Hause als Schirmvögte ihres Hochstifts damit belehnten. Als der salische Konrad II. den Kaiserstuhl bestieg, besaß sein Vetter, Konrad der Jüngere von Worms, die rheinfränkischen Gauen, mithin auch unsere Grafschaft. Nach seinem Tode fiel sie auf Kaiser Konrads II. Nachfolger im Reiche, so daß sie bis auf Heinrich V. mit dem Worms-, Speier- und Nahgau bei den Kaisern blieb. Von jetzt an bitten wir die Leser zu bemerken, welche Rolle der Name Agnes in dieser Geschichte spielt. Als Kaiser Heinrich V. kinderlos starb, giengen seine Stammgüter, ja späterhin auch das Reich durch seine Schwester, die erste Agnes, auf die Hohenstaufen über. Mit Friedrich I., Herzog von Schwaben, hatte sie zwei Söhne, Friedrich und Konrad, jener erhielt Schwaben, dieser Rheinfranken und späterhin als Konrad III. das Reich. Auch wieder Friedrich der Einäugige, Herzog von Schwaben, hatte zwei Söhne, Friedrich und Konrad, jedoch von zwei verschiedenen Gemahlinnen: jenen gebar ihm Judith, eine Herzogin von Baiern, diesen Agnes von Zwei- und Saarbrücken. Judiths Sohn war der nachmalige Kaiser Friedrich der Rothbart; der zweiten Agnes Sohn unser Herzog Konrad von Hohenstaufen. Friedrich hatte von seinem Vater das Herzogthum Schwaben ererbt; seinem Bruder Konrad gab er, als sie ihm nach dem Tode seines Oheims Kaiser Konrad III., mit dem Reiche anfielen, die vier rheinfränkischen Gauen. Außerdem hatte Konrad von seiner Mutter, der zweiten Agnes, viel eigene Güter im Rheinthal, besonders im Speiergau und Wormsfeld ererbt. Aber noch höher stieg seine Macht, als ihm jetzt sein kaiserlicher Halbbruder auch noch die erledigte Pfalzgrafschaft ertheilte.

Der bisherige etwas trockene Bericht war nöthig, um den Leser zu überzeugen, daß die 4 rheinfränkischen Gauen, welche einst mit den östlichen das Herzogthum Franken gebildet hatten, wozu auch die Grafschaft Stahlbühel, mithin Heidelberg gehörte, auf Konrad von Staufen gekommen waren und

*) d. h. meint man, Haideberg, mons sylvaticus, nicht mons myrtillorum. Aber der ganze Berg ist bis zum Kaiserstuhl hinauf mit Heidelbeeren bewachsen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen bedeutenden Länderbefang bildeten, der zur Gründung einer hohenstaufischen Hausmacht am Rhein schon für sich hingereicht hätte. Von der Pfalzgrafschaft, mit der sich in Konrad diese Trümmer des Herzogthums Franken verbanden, haben wir schon erwähnt, daß sie lotharingisch-ripuarischen Ursprungs zuerst in Achen auftritt, und sich dann allmählich den Rhein hinaufzog. Den Titel eines Pfalzgrafen bei Rhein (Rheni) hatte zuerst Heinrich von Lach geführt. Sein Nachfolger Siegfried nannte sich gar einen Pfalzgrafen der rheinischen Franken. Wenn die Pfalzgrafen ursprünglich von den Kaisern eingesetzt waren, um die Macht der Herzoge in Schranken zu halten, so war wohl in jedem Herzogthum ein solcher. Im oberrheinischen Franken sind aber anfänglich keine eigenen Pfalzgrafen nachzuweisen, vermuthlich weil hier die Kaiser selbst Herzoge waren, und also keiner Pfalzgrafen bedurften, um ihre Rechte gegen Eingriffe der Herzoge zu wahren. Wenn nun die Pfalzgrafen im Herzogthum des untern oder ripuarischen Franziens sich schon unter den salischen Heinrichen Titel beilegten, die den Anspruch verrathen, auch im obern oder rheinischen Franken die pfalzgräfliche Würde zu üben, so können das eben nur anspruchsvolle Titel gewesen sein, zumal da diese Pfalzgrafen in Rheinfranken noch keine Besitzungen hatten. Als aber nach dem Aussterben des ältern lotharingischen Hauses der Pfalzgrafen diese Würde Hermann III. verliehen wurde, welcher Stahleck, die bekannte Burg über Bacharach, also an der Grenze Ripuariens und Rheinfrankens, als kölnisches Mannlehen besaß, betrug sich dieser ganz als wäre ihm die Pfalzgrafschaft auch im obern Franken übertragen (?), und befehdete im Bunde mit den benachbarten Grafen die geistlichen Fürsten, den Erzbischof von Trier und die Bischöfe von Speier und Worms, welche unterdes viele, dem Kaiser vorbehaltene Rechte und Besitzungen an sich gezogen hatten; und als ihn Arnold, Erzbischof von Mainz, deshalb in den Bann that, fiel er auch diesem in sein Gebiet und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Die Folge war, daß ihn Kaiser Friedrich wegen Landfriedensbruch mit einer schimpflichen Strafe belegte. Der Gram darüber scheint ihn getödtet zu haben. Kaiser Friedrich gab hierauf die Pfalzgrafschaft mit allen Besitzungen der frühern Pfalzgrafen, also auch Bacharach und Stahleck, seinem Halbbruder Konrad, der schon Rheinfranken besaß. Indem aber dieses Rheinfranken mit der Pfalzgrafschaft verschmolz, nannte sich Konrad und seine Nachfolger nicht einen Herzogen in Rheinfranken, sondern Pfalzgrafen bei Rhein. Die Fehde seines Vorgängers Hermann von Stahleck gegen die geistlichen Fürsten setzte er fort, namentlich kriegte er mit dem Bischof von Worms um die Grafschaft auf dem Stahlbühel, in welcher er sich, hier auf Heidelbergs älterm Schlosse, bereits festgesetzt hatte. Der Kaiser schlichtete den Streit, Konrad nahm das Lobdengau von Worms zu Lehen und Köln verwandelte zu Gunsten der dritten Agnes, der Erbtochter Konrads, das Mannlehen Stahleck in ein Kunkellehen. Konrad wählte jetzt Heidelberg zum Hauptsitz seiner Macht, obwohl eigentlich Stahleck noch immer als die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

pfalzgräfliche, das alte Schloß Heidelberg als die rheinfränkische Burg zu betrachten wäre. Den Ort unter letzterer soll er mit Mauern umgeben und zur Stadt erhoben haben.

Seinen Söhnen, Friedrich und Konrad (?), die ihn aber nicht überlebten, hatte er den heiligen Eberhard, den Sohn seines Burgwarts auf Stahleck, zum Erzieher gegeben, welcher hernach das Frauenkloster Kumbd auf dem Hundsrücken stiftete. Diesen trieb ein brünstiges Verlangen zur Lesung der heiligen Schriften, welche ihm sein Vater strenge untersagt hatte. Im Schloß zu Heidelberg hoffte er dazu bessere Muße zu finden. Allein auch Konrad, der ganz ein Staufe war, wollte die unbezwungene Heldenkraft seiner Söhne durch mönchischen Unterricht nicht schwächen lassen. Da baute sich Eberhard im Walde hinter der Burg, nach dem Königsstuhl hin, einen kleinen Altar, wohin er täglich kam und betete. Auf diesen stellte er ein gemaltes Bild des Gekreuzigten, welches er seinem Psalterium entnahm, höhlte einen Stein aus, goß Wasser darein, und umwickelte, so gut er konnte, Docht mit Wachs, um Nachts ein Licht vor dem Altar zu haben, welches er durch ein Wunder immer brennend fand, Tags aber mit einem Gefäße bedeckte. Der Pfalzgraf pflegte an seinem Hofe täglich sieben Arme, an Festtagen zwölfe zu speisen; die Sorge für dieselben übernahm Eberhard, welcher alles Kostbare diesen zuwandte, sich selbst mit Wegwurf begnügte. So heilig war der Mann, daß ihn die Engel von Schönau, dem Cisterzienser-Kloster im nahen Odenwald, wo sich Eberhard mönchen ließ, zu mehren Malen nach Stahleck und wieder zurück trugen. Eberhard hatte in seinem Dienste ein Mädchen, welches Lust bezeugte, gleichfalls in den geistlichen Stand zu treten. Diesem sagte er: Domicella Jutta, oculi tui apparent ita pleni prolibus, ut hoc fieri non posset.

Noch andere Punkte in der Nähe erinnern an Konrad von Staufen. Zunächst Stift Neuburg, das jenseits des Neckars, da wo er in das Thal eintritt, welches Heidelbergs heilige Ruinen beherrschen, dem noch zu erwähnenden Wolfsbrunnen schier gegenüber, auf einem anmuthigen Rebenhügel liegt, von welchem noch einige Pfeiler der schönen Brücke gesehen werden. Um das Jahr 1048 hatte hier Anshelm, ein edler Franke, auf den vielleicht römischen Grundmauern seiner Altenburg, die er von Lorsch zu Lehen trug, Mönchszellen und eine Kirche erbaut. Jene schuf Konrad, auf Antrieb seiner Gemahlin, in ein Frauenkloster um, und setzte ihm seine eigene Tochter Kunigunde als erste Aebtissin vor. Später ward es in ein adeliges Fräuleinstift verwandelt. Der reizende Weg dahin führt über den Haarlaß, ein Name, der daraus erklärt wird, daß hier die dem Kloster gewidmeten Jungfrauen die Zierde ihrer Locken zum Opfer brachten.

Eine kleine Meile von Neuburg, doch schon im Odenwald, liegt in einem stillen von der Steinach bewässerten Wiesengrunde das Städtchen Schönau, das von der oben erwähnten, einst sehr reichen Cisterzienser-Abtei den Namen, das Dasein aber von französischen Flüchtlingen, meist Tuchwebern, empfieng,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die wegen Gewissenszwanges aus ihrem Vaterlande flüchtend, hier nach Aufhebung des Klosters eine Freistätte fanden. Burkard, Bischof von Worms, nicht der Gesetzgeber und Erbauer des Doms, sondern der andre des Namens, hatte, von der Abgeschiedenheit des Ortes angezogen, das Kloster zu Ehren der heil. Jungfrau gestiftet. Pfalzgraf Konrad, der es zu seinem Erbbegräbniß erwählte und kurz vor seinem Tode noch reichlich begabte, ist mit seinen ihm vorangegangenen Söhnen, auch Gemahlin und Enkel, in der Kirche begraben. Aber Kloster und Kirche sind bis auf einen großen Thorbogen im strengen vorgothischen Stil, zerstört, das Capitelhaus von Neuem zum Gottesdienst eingerichtet, und welcher fromme Deutsche jetzt zu dem Grabmal Konrads von Hohenstaufen wallfahrten will, der muß in den Keller eines Tuchmachers hinabsteigen und die ohnedieß nicht allzulesbare Inschrift und den seltsamen Schwan des Wappens mit spärlichem Lampenlicht beleuchten. — Die Legende der heil. Hildegunde von Neuß, die als Bruder Joseph zu Schönau im Noviziat verstarb und wegen der keuschen Sorgfalt, womit sie ihr Geschlecht verhehlt hatte, in den Kalender kam, ist bei Cäsarius nachzulesen. Sie gehört zu den Cruditäten der Zeit, welche für unsern Geschmack schwer zuzurichten sind.

Nach Konrads Tod fiel die Pfalz durch seine Erbtochter Agnes an deren Gemahl, Heinrich von Braunschweig, den Sohn Heinrich des Löwen. Von dieser Verbindung, welche den alten Streit der Weiblinge und Welfen beizulegen schien, erzählen wir das Nähere schicklicher bei Bacharach: die gewünschten Früchte giengen aber nicht aus ihr hervor, denn der Pfalzgraf Heinrich zeigte sich zwar Anfangs getreu, konnte aber doch den Welfen nicht verleugnen, denn in dem Streit der Gegenkönige Otto IV. und Friedrich II. ergriff er die Partei seines Bruders gegen Friedrich von Staufen. Dieß war der Anlaß zur Erhebung des wittelbachischen Hauses, das noch heute in den pfalzbaierischen Landen herrscht. Kaiser Friedrich II. verlieh, da den Pfalzgrafen Heinrich die Reichsacht getroffen hatte, dem Baiernherzoge Ludwig von Wittelsbach, aus dem Stamme der Schyren, die Pfalzgrafschaft. Aber noch war Heinrich von Braunschweig mächtig am Rhein, und als Ludwig nach Heidelberg kam, um die Pfalz in Besitz zu nehmen, ward er gefangen nach Schönau gebracht und mußte sich auslösen. Nur durch Unterhandlung mit Heinrich und Verlobung seines Sohnes Otto des Erlauchten mit Heinrichs Erbtochter, der vierten Agnes, gelang es ihm, die Pfalz an sein Haus zu bringen.

Otto dem Erlauchten gebar die Pfalzgräfin Agnes zwei Söhne. Der ältere war Ludwig der Strenge, welchem bei der Theilung der Lande die Pfalz und das Herzogthum Oberbaiern zufiel, während Heinrich Niederbaiern mit der väterlichen Burg Landshut erhielt. Für Oberbaiern baute sich Ludwig in München eine neue Hofburg. Er ist selbst in Heidelbergs altem Schlosse geboren und gestorben. Ein entsetzliches Beispiel der Strenge, von der er genannt ist,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gab er in dem blutigen Gericht, das er über seine unschuldige Gemahlin, Marie von Brabant ergehen ließ. Wir werden im Nahthal darauf zurückkommen.

Ludwigs Regierung fiel in die traurigen Zeiten des Zwischenreichs. Er aber trug zu dessen Beendigung wesentlich bei, indem er bei der Wahl für Rudolf von Habsburg den Ausschlag gab. Zum Lohn erhielt er Mechtilde, die schönste der Töchter des neuen Königs der Deutschen. Von dieser seiner dritten Gemahlin hinterließ er zwei Söhne, Rudolf und Ludwig, jener der Pfälzer, dieser der Baier zubenannt, denn dem einen war die Pfalz, dem andern das Herzogthum Baiern zu Theil geworden. Ludwig der Baier war es, der nachmals mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich, nach Schillers Worten, „um den Scepter Germaniens stritt." Rudolf der Pfälzer hatte gegen seinen eigenen Bruder für Friedrich von Oesterreich Partei ergriffen. Dennoch siegte Ludwig, Rudolf flüchtete nach Oesterreich und starb, seiner Länder beraubt, im Elende. Doch seiner unschuldigen Söhne nahm sich Kaiser Ludwig an, und setzte den ältesten, Adolf den Einfältigen, in das Erbtheil seines Vaters wieder ein. Von diesem stammen alle spätern Kurfürsten und Pfalzgrafen bei Rhein, ja sein Geschlecht blüht jetzt auf Baierns Thron, nachdem das Haus Baiern, das von Ludwig stammt, im Jahre 1777 mit dem letzten Kurfürsten Maximilian Joseph erloschen ist.

Rudolf der Pfälzer, auch der Stammler genannt, verließ zuerst das alte Schloß Heidelbergs und baute ein neues auf dem Jettenbühel, zu dem wir jetzt wieder herabsteigen. Auch hier soll schon früher, vielleicht von Römerzeiten her, eine alte Burg sich erhoben haben, wenigstens stieß man später, bei Erbauung des neuen Hofes, auf uralte Grundmauern. Vergebens späht das Auge des Geschichtsforschers durch das mystische Dunkel, welches die Vorzeit dieser Stätte umschleiert. Thomas Leodius erzählt in seinen Alterthümern Heidelbergs aus einem alten Buche, das er von einem gewissen Joh. Berger empfangen haben will, folgende Ueberlieferung: „Um die Zeit, wo Velleda die Jungfrau bei den Brukterern herrschte, bewohnte jenen Hügel, wo jetzt Schloß Heidelberg steht, und der noch heute Jettenbühel genannt wird, eine Greisin mit Namen Jettha, und hielt sich in einem uralten Bethause auf, dessen Ueberreste wir erst neulich sahen, als Pfalzgraf Friedrich, da er Kurfürst geworden, das herrliche Haus erbaute, welches der neue Hof genannt wird. Durch Weissagungen berühmt, erschien diese Frau, um ehrwürdiger zu bleiben, nur selten vor den Augen der Menschen, und gab denen, welche sie um Rath fragen wollten, ohne ihr Antlitz zu zeigen, aus einem Fenster Antwort. Unter anderm sagte sie vorher, und sang es in kunstlosen Liedern, ihrem Hügel sei es vom Schicksal bestimmt, in künftigen Zeiten von königlichen Männern, die sie namentlich nannte, bewohnt, gepflegt und geschmückt zu werden, und das Thal unter ihm würde von zahlreichem Volke angebaut und mit glänzenden Tempeln geziert sein." Doch um von dem märchenhaften Alterthum zu scheiden wollen wir ausheben, was jenes Buch von dem unglücklichen Tod dieser Jettha enthielt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einst bei dem anmuthigsten Wetter verließ sie die Capelle, um sich durch einen Gang nach den Bergen zu erholen, bis sie an einen Ort gelangte, wo die Berge ein Thal bilden und die schönsten Brunnen an vielen Stellen hervorsprudelten, worüber sie sich höchlich erfreute. Sie setzte sich nieder, zu trinken, als plötzlich eine hungrige Wölfin mit ihren Jungen aus dem Walde hervorbrach, welche das Weib, das umsonst zu den Göttern rief, sobald sie es erblickt hatte, zerfleischte und in Stücke riß. Dieß Ereigniß gab dem Brunnen, der durch Annehmlichkeit des Orts Jedermann bekannt ist, den Namen, denn er wird noch heute Wolfsbrunnen genannt." Grimm urtheilt von dieser Erzählung, es werde sich jetzt schwerlich sondern lassen, was daran echte Sage sei, und was die Gelehrsamkeit des 16ten Jahrhunderts zur Verherrlichung der Pfalz und Heidelbergs hinzugedichtet habe. Das geheimnißvolle Fenster möge dem Thurm der Velleda nachgebildet sein. Uns scheint schon die Berufung auf diese Velleda, die dem Volk nirgend im Andenken geblieben ist, von übler Vorbedeutung. Der Name Jettha erinnert freilich an die Jötunne, Riesen des Nordens, allein er kann aus Jutha entstellt sein, was um so wahrscheinlicher wird, als eine andere, gleichfalls fabelhafte Nachricht einer Jutha, Gräfin im Kraichgau, gedenkt, der zu Liebe auf diesem Hügel ein Schloß und eine Kirche in dem benachbarten Dörfchen Schlierbach erbaut worden sei. Da nun Urkunden auch einer Schlierburg erwähnen, so hat man nicht ohne Grund vermuthet, diese möge es gewesen sein, welche einst an der Stelle des neuen Hofes über noch sichtbarem altrömischem Mauerwerk auf dem Jetten- oder Juthenbühel erhöht war.

Der nordische Klang des Namens Jettha hat die Dichterin Amalie Helwig verführt, in ihrer Sage vom Wolfsbrunnen die von deutschen Gelehrten willkürlich erfundenen Züge der Erzählung mit einer echten, aus der Heimskringla entliehenen, nordischen Sage zu durchflechten, Walküren, Nornen und Asen verschwenderisch beizumischen, und daraus ein schillerndes buntscheckiges Märchen zu brauen, dem nichts fehlt als der Schein der Wahrheit.

Die Veste, welche Rudolf der Pfälzer auf dem Jettenbühel gründete, ist mannichfach verändert und ausgebessert noch in dem sogenannten alten Bau vorhanden, dessen an der Westseite des Schloßhofs dicht neben dem tiefen Burggraben trauernde Ruinen sich vom Stückgarten aus am ehrwürdigsten darstellen. Hiermit hatte Rudolf den bescheidenen Anfang zu der Reihe großartiger Gebäude gemacht, welche seine Nachfolger in den kommenden Jahrhunderten nach und nach auf dem Jettenhügel erhoben, bis der Schloßhof nach allen vier Seiten damit umgeben war. Und gleichwie Er den ersten Stein zu den glanzvollen Gebäuden gelegt hatte, die einst hier erstehen sollten, so stiftete sein Sohn Rupert I., auch der Rothe genannt, in der zu ihren Füßen liegenden Stadt die Universität, die älteste Deutschlands, wenn wir von Oesterreich absehen, die gewiß nicht bloß für die Pfalz sondern für unser ganzes geistiges

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leben eine viel höhere Bedeutung erlangte als Rupert ahnen konnte. Mit Recht hat man sie die Wiege wissenschaftlicher Bildung in Süddeutschland genannt. Daß sie dieß werden konnte, dazu mag nächst der herrlichen Natur umher, welche wohl geeignet ist, die Brust des Jünglings mit hohen Entschlüssen zu erfüllen, auch die geschichtliche Wichtigkeit der Lage zu den Füßen der erhabenen Schloßtrümmer beigetragen haben.

Derselbe Rupert gründete auch die schon erwähnte ruprechtinische Capelle, die einst nach dem Ausspruche eines Pabstes, der es wohl wissen konnte, die reichste Capellmeisterei in Deutschland war. Aber wichtiger und besser erhalten sind die Gebäude des dritten Rupert, die wir gleich beim Eingang zur Linken finden. Der Fremde wird nicht versäumen, den jetzt wieder hergestellten Rittersaal, die Wendeltreppe in dem achteckigen Thürmchen und das mit geschmackvollen Arabesken verzierte Camin im obern Stock zu betrachten. Aber schon über dem Eingange bewunderte er den von Genien getragenen Rosenkranz, und an der äußern Wand blieb ihm der einfache Reichsadler der Deutschen nicht unbemerkt. Im Innern kehrt dieser nebst andern Wappenschildern, worunter der gekrönte Löwe der Pfalz an den Schlußsteinen der Kreuzgewölbe, mehrmals zurück. Er bezeichnet den Erbauer als jenen Rupert, welchen die bei Rhense versammelten Kurfürsten im Jahr 1400 nach Absetzung des faulen Wenzel zum römischen König koren. Noch blühte da Deutschland die Hoffnung, es werde sich in diesen gesegneten Gauen, wo einst die salischen Kaiser geboten, ein mächtiger Staat, eine starke Vorhut des Reichs gegen den gallischen Erbfeind gestalten. Aber auch diese Wahl trug gleich jener Adolfs von Nassau, und des luxemburgischen Heinrichs, dem Reiche keine Frucht. Der Pfalz hatte zwar König Rupert viele Reichsländer auf dem linken Rheinufer vereinigt, und durch Vermählung seiner Söhne an sponheimische und veldenzische Erbtöchter zu weiterer Vergrößerung den Grund gelegt; nach seinem Tode ward sie aber durch die Theilung des Hauses in mehre Linien, sowie des Landes in ein unveräußerliches Kurthum und mehre erbliche Fürstenthümer wieder geschwächt. Mit Otto Heinrich, dessen prächtiger, königlicher Bau das Schönste ist, was der Schloßhof darbietet, starb die älteste Kurlinie aus, worauf die simmernsche an die Stelle trat. Diese hatte sich schon früh in mehre Nebenlinien getheilt, worunter die zweibrückische, die sich wieder in eine neuburgische, birkenfeldische u. s. w. verzweigte, am längsten blühte. Alle diese Nebenlinien kamen nach einander an die Reihe, und dem jüngsten Reise fiel nach dem Aussterben des Hauses Baiern auch dieses Land zu. Die Pfalz ist aus der Reihe der deutschen Staaten verschwunden; nur der überrheinischen, die gewöhnlich Rheinbaiern heißt, ist der alte Name neuerdings wieder zugetheilt, während Heidelberg und die pfälzischen Länder des rechten Rheinufers unter badischem Scepter stehen. Aber schon früher lag der glänzende Herrschersitz auf dem Jettenbühel in Schutt und Trümmern. Was die doppelte böswillige Zerstörung der Franzosen im orleans'schen Kriege übrig ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lassen hatte, das nahm der Blitz des Himmels 1764 hinweg. Karl Theodor gab nun seinen Vorsatz, in den Trümmern der väterlichen Pfalzen eine neue Wohnung zu gründen, auf, er hatte, wie der Führer durch Heidelbergs Schloßruinen meint, im rollenden Donner eine Stimme vernommen: „Nie soll mehr Geräusch des Hofes die heilige Einsamkeit stören, dem Geiste der Dichtung geweiht, und der landschaftlich bildenden Kunst." Die letzten Worte beziehen sich auf das Atelier des unermüdlichen Künstlers Karl von Graimberg, dessen zahlreiche Abbildungen des Schlosses und aller seiner Theile der Leser wohl oft zu sehen Gelegenheit hatte. Es befindet sich in den Ueberresten des schon erwähnten neuen Hofes.

Bei Rohrbach, eine Stunde von Heidelberg, begegnet uns wieder die Tellssage. Den Scharfschützen Punker von Rohrbach zwang Ludwig der Bärtige, einen Pfennig vom Haupt des eigenen Sohnes zu schießen. Der Malleus maleficarum, welcher die Sage erhalten hat, erklärt ihn deshalb für einen Hexenmeister (maleficus). Auch der zweite in den Koller gesteckte Pfeil und des Schützen Auskunft darüber wird nicht vermißt.

Unsere Absicht, die wichtigsten Momente aus der ältern Geschichte der Pfalz, an welche wir später anknüpfen müssen, hier einzuflechten, ist nun erreicht. Wir scheiden von Heidelberg, um noch einige Blicke in das höhere Neckarthal zu werfen. Das benachbarte Neckargemünd ist von der Mündung der Elsenz genannt, die einst einem Gaue die Namen gab. Die Gaugrafen hatten auf dem Dilsberg, Neckarsteinach gegenüber, ihren Sitz. Das Städtchen auf dem hohen Bergkegel mit der weiten Aussicht in den Elsenzgau, verdient gleich den Ruinen des sogenannten Schlosses schon seiner Beschränktheit und rührenden Aermlichkeit wegen, einen Besuch. Von Neckarsteinach dürfen wir nur das Wirthshaus zur Harfe erwähnen, dessen Name eine sehr alte Erinnerung bewahrt. Einer der Bligger von Steinach, die schon in Lorscher Urkunden des 12ten Jahrhunderts vorkommen, wird der Minnesänger gewesen sein, von welchem in der s. g. manessischen Sammlung Lieder erhalten sind. Auch als epischer Dichter wird er genannt, aber sein hochgerühmtes Gedicht der Umhang ist uns leider verloren. Von ihm könnte die Harfe im Wappen der Steinache herrühren, die man noch über dem Thore der Vorderburg findet. Nur das erregt Zweifel, daß Gottfried von Straßburg in der bekannten Stelle des Tristan, wo er diesen Dichter preist, auf die Harfe in seinem Schilde schon anzuspielen scheint:

Sin zunge, diu di harpfe treit,
si hât zwô volle skaelekeit:
daz sint diu wort, daz ist der sin!
diu zwei diu harpfent under in
ir maere in fremdem prîse.

Der Ausdruck, seine Zunge trage die Harfe, hat etwas Gezwungenes. Man möchte den gekrönten Sarazenenkopf, der freilich nach der Sage erst später

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit der Harfe verbunden ward, hinzunehmen, um ihn zu erklären. Ulrich, Landschad von Steinach, dessen Grabmal mit der Jahrzahl 1369 die Kirche bewahrt, soll nämlich, um die Schmach des Stegreiflebens von seinem mit dem Namen Landschaden gebrandmarkten Geschlechte hinwegzunehmen, das Kreuz wider die Ungläubigen ergriffen und Wunder der Tapferkeit verrichtet haben. Es glückte ihm, einen Anführer der Sarazenen zu erschlagen, worauf ihm der Kaiser mit seiner Gnade die Erlaubniß ertheilte, den Heidenkopf in sein Wappen aufzunehmen. So meldet die Sage; obige Stelle Gottfrieds scheint aber für das landschadensche Wappen, „ein gekröntes Greisenhaupt auf der Harfe, über welche der reiche Haarwuchs des Kopfes und Bartes herabwallt," ein viel höheres Alter zu beweisen.

Bergstraße und Odenwald.

Odenwald heißt das Gebirge zwischen Neckar, Rhein und Main, Bergstraße dessen westliche, dem Rhein zugekehrte Abdachung. Den Namen des Odenwaldes von Odin, dem obersten der deutschen Götter abzuleiten, verbietet schon der Mangel der Genitivform. Uns bleibt noch die Wahl zwischen drei Herleitungen: von dem Mannesnamen Odo, von ôdi (öde), und von ôd (Glückseligkeit). Oede ist heutzutage der Odenwald nicht mehr; warum sollte er es aber nicht gewesen sein, als er den Namen empfieng? Das Glück wohnt, wenn irgendwo, in den Wäldern; doch weshalb vorzugsweise in diesem? Pries man ihn glücklich wegen der schönen Mischung von Laub- und Nadelholz, bei welcher jenes durchaus die Oberhand behält, oder der Milde seines Klimas wegen, die er der geringen Erhebung seiner Gebirge verdankt, die 2000 Fuß Meereshöhe selten übersteigen, während jene des föhrenreichen Schwarzwalds sich fast der Schneelinie nähern, indem das Eis mancher Schluchten nur in heißern Sommern schmilzt? Wir ziehen die erste Ableitung vor, die mit der ältesten urkundlichen Form des Namens am Besten stimmt; nur darf man dabei nicht an den viel jüngern Kaiser Otto (Ottenwald) denken.

Wäre die Herleitung von Odin nicht grammatisch unstatthaft, die Eichen des Odenwaldes flößen noch jetzt jenen frommen Schauer ein, mit welchen unsere Vorfahren die Götter in heiligen Wäldern und Bäumen verehrten. Heilige Eichen eignen zwar mehr dem Dienste Thors oder Donars, wie dieser Baum auch bei den Alten dem Donnergott geheiligt war; aber an den Odinsdienst erinnert im Odenwald noch manches Ueberbleibsel vom Glauben der Vorzeit. Wer hat nicht von des Rodensteiners Auszug aus dem Schnellerts gehört und gelesen? Zum letzten Mal haben die Zeitungen von diesem Vorzeichen des Kriegs gemeldet, ehe Napoleon von der Insel Elba zurückkehrte. Denn der Rodensteiner ist einer der wenigen deutschen Patrioten, er kann es nicht ruhig mit ansehen, wie ein schönes Reichsland nach dem andern veräußert und den verführerischen Einflüssen welscher Sprache und Sitte auf Jahrhunderte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Preis gegeben wird; wie einst im Leben, so findet er nun im Tode nicht Ruhe, wenn ein Krieg Deutschlands Grenzen gefährdet:

„Aus Todesschlaf und Grabesnacht
Für Deutschland zieht er noch aus zur Schlacht." *)

Wenn er aber heimkehrt, so darf man gewiß sein, daß der Friede wirklich abgeschlossen wird. Neuere Reisebücher versichern zwar unbedachter Weise: seit das deutsche Reich erloschen sei, rühre sich der Geist nicht mehr, wenigstens hätten die Bewohner des Meierhofs seit langen Jahren nichts Unheimliches vernommen; allein sie vergessen, daß seit dem Jahre 1815, wo der deutsche Reichsverband längst aufgelöst war, kein Krieg unser Vaterland bedroht hat. Die Bewohner des Meierhofs mögen aufmerken, ob sie nicht jetzt, wo es sich wieder darum handelt, ein deutsches Land aufzugeben, nächtliches Getöse vernehmen. Ich bin zwar weit entfernt, vorauszusetzen, daß die deutsche Langmuth die Nachgiebigkeit so weit treiben werde, aber schon die Zumuthung könnte des eifrigen Geistes Ruh im Grabe stören.

Wer ist nun der Rodensteiner, wer war er im Leben? Die Geschichte schweigt: ein Rittergeschlecht von Rodenstein hat einst auf der jetzt verfallenen Burg gehaust, Urkunden und Grabsteine vom 13ten bis 17ten Jahrhundert bezeugen es; das ist Alles. Die Ueberlieferungen stimmen nicht überein: nach einer soll er ein unbändiger Raufbold, ja gar wie der Lindenschmied **), den man oft mit ihm verwechselt, ein Schnapphahn gewesen sein, der sich aus Sattel und Stegreif nährte; nach der andern, glaublichern, hat er dem Reich gegen die Türken gedient, und dem Kaiser gelobt, ihm auch im Tode getreu zu sein. Aber wüßten wir auch sichere Kunde von ihm, so erführen wir nur, warum gerade Er im Odenwalde dem Zuge des wüthenden Heers als wilder Jäger voraufzieht, wie in Sachsen und Westfalen Hakelbärend, in Schwaben der alte Berchtold, in der Lausitz Dietrich von Bern, in Dänemark König Waldemar, in England König Artus u. s. w. Wir wissen, daß alle diese Helden nur Wiedergeburten der Sage, in Helden verjüngte Götter sind, und daß ursprünglich Odin, zu deutsch Wuotan, unser oberster Gott es war, welcher das luftige Geisterheer befehligte, wie in Pommern und Holstein der wilde Jäger noch jetzt Wode heißt. Denn Er ist der Gott des Kriegs, der oberste Lenker der Schlachten, und sein kriegerischer Charakter verleugnete sich nicht, als ihn die neuere Volkssage als Ritter von Rodenstein wiedergebar.

Es wäre wunderbar, wenn sich im Odenwalde von den Eigenthümlichkeiten der äußern Erscheinung Odins nicht eine Erinnerung erhalten hätte. In der Edda und bei Saxo erscheint er als ein einäugiger bärtiger Greis, sein anderes Auge hat er in Mimis Brunnen zu Pfand gelassen; gewöhnlich trägt er einen breiten Hut, den er, um unerkannt zu bleiben, tief ins Gesicht ge-

*) Rheinsagen. Vierte Aufl. S. 296. **) Rheins. S. 294.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

drückt hat. Auch die graue Farbe ist, wenn ich nicht irre, Odin eigenthümlich. Einiges hat mit dieser Schilderung ein gespenstisches Wesen gemein, das im Odenwald zu Hause ist. Im Gamelsbacher Thal, das sich gegen den Neckar öffnet, liegen die Trümmer des einst sehr festen Freiensteins. Darin geht ein Geist mit einem großen Schlackhut um. Außerdem trägt er einen grauen Rock und einen langen Bart. Als einäugig wird er nicht geschildert, und so bleibt die Deutung auf Odin gewagt. Aber ein anderer Gamelsbacher Bericht möchte damit zu verbinden sein. Man findet ihn, gleich jenem in A. T. Grimms Sagen; beide sind nach mündlicher Ueberlieferung aufgezeichnet. Konrad Schäfer aus Gamelsbach, heißt es dort, erzählte: Ich habe vor einigen Jahren Vieh auf der Hirschhorner Höhe, nicht weit von Freienstein, dem alten Schloß, gehütet. Nachts um zwölfe begegneten mir zwei feurige Kutschen mit gräßlichem Gerassel, jede mit vier feurigen Pferden bespannt. Der Zug kam gerade vom Freienstein. Er ist mir öfter begegnet und hat mich jedes Mal gewaltig erschreckt, denn es saßen Leute darin, denen die Flammen aus Maul und Augen schlugen."

Vielleicht sehen unsere Leser hierin nichts als einen Beweis für die Einbildungskraft der Odenwälder. Odin war in jedem Fall nicht die einzige germanische Gottheit, der sie einst geopfert haben. Der bedeutendste unter den Flüssen, die ihr Gebirge der Rheinebene zuschickt, ist die Weschnitz, einst Wisgoz genannt. Diese, oder ihr Flußgott, fand in der römischen Zeit als Visucius andächtige Verehrung. Denn die Römer, die zu herrschen verstanden und verdienten, waren viel zu klug, die ihnen untergebenen Völker an dem empfindlichsten Punkte zu verletzen:

— — — den Göttern
Aller Völker der Welt boten sie Wohnungen an:
Habe sie schwarz und streng, aus altem Basalt, der Egypter,
Oder ein Grieche sie weiß, reizend, aus Marmor geformt.

Die christlichen Priester, die Rom später, als es seine zweite Weltherrschaft begründete, in die heidnischen Länder schickte, hatten von der Behutsamkeit der alten römischen Sieger Vieles gelernt. Sie beeilten sich nicht, den Aberglauben des Volks auf einmal mit Stumpf und Stiel auszurotten: um es nicht zu beleidigen, behielten sie davon bei so viel sie brauchen konnten. Als unter den Karolingern das Christenthum den Sachsen mit Gewalt der Waffen aufgedrungen wurde, da freilich verstand man sich auf das Bekehrungsgeschäft viel schlechter, man war plump genug, die alten geliebten Volksgötter geradezu für geschwänzte Teufel zu erklären. Nicht so in der ersten Zeit, als das Christenthum in den Rheinlanden Eingang fand. Da vermied man alle Gewaltsamkeit und suchte allmähliche Uebergänge: da wurden die Götter in Heilige verkleidet, die heidnischen Tempel in Kirchen und Capellen umgewandelt, ja die alten Priester für den christlichen Gottesdienst gewonnen. So war einst an der Quelle der Weschnitz der deutschen Frühlingsgöttin Ostara, von der noch heute

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie zu Karls des Großen Zeit der April Ostermonat heißt, ein Tempel oder ein Hain gewidmet. Das Volk war gewohnt, hier beim Beginn des Lenzes Opfer darzubringen, und in dieser Gewohnheit wollte man es nicht stören. An die Stelle des heidnischen Ostara-Dienstes trat im April das allgemeine Osterfest, die Auferstehung des christlichen Gottes ersetzte die Feier des aufsteigenden Sonnenlichts. Aber auch den alten Tempel behielt man bei, und als das Volk anfieng zur Taufe zu gehen, da ward auch seine altverehrte Göttin in die heilige Walpurgis umgetauft. Hatte sie bis dahin nur den Beginn einer bessern Jahreszeit angekündigt, so brachte sie nun den vollen, reichen Frühling mit. Heutzutage ist fast schon die neue Heilige, die alte Göttin längst vergessen; nur die Dörfer zu Füßen der Walpurgiscapelle, Ober- und Unter-Ostern, haben uns ihren Namen erhalten.

Einen Theil seiner frühen Cultur verdankt der Odenwald einem in Geschichte und Sage hochberühmten Manne, Eginhard, dem Geheimschreiber und Biographen Karls des Großen. Hören wir erst die Geschichte. Eginhards Herkunft und Heimat meldet sie nicht, wohl aber, daß er am Hofe Karls, im Schooße seiner Familie, als Gespiele seiner Kinder erzogen, zum Freund und Rathgeber des Kaisers in häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten heranwuchs. Er theilte den Unterricht Alcuins mit ihm, fand aber mehr als er, Muße zur Pflege der Wissenschaften. Vornämlich ergab er sich der Mathematik und dem Studium der Alten, unter welchen Sueton den meisten Einfluß auf seine Schreibart hatte. Die Mathematik wandte er auf die Baukunst an, in welcher er viel Erfahrung besaß. Karl der Große, dem er sich zu vielerlei Geschäften brauchbar erwies, übertrug ihm besonders gern die Leitung großer Bauten. Sein Werk waren die Brücke zu Mainz, von der unten die Rede sein wird, die Paläste zu Ingelheim und Achen, und der Dom daselbst, dem wir noch heute Bewunderung zollen. Durch solche Dienste und die Vorzüge seines Geistes und Herzens hatte er sich dem Kaiser so unentbehrlich gemacht, daß er ihn ungern von seiner Seite ließ. Nur einmal, da er als Gesandter des Kaisers dessen Testament dem Papste Leo überbrachte, schickte er ihn in die Ferne. Auf seinen Rath soll Karl seinen Sohn Ludwig den Frommen zum Mitregenten angenommen haben. Nach Karls Tode blieb zwar Eginhard am Hofe Ludwigs in alten Ehren; bei dem täglich wachsenden Einfluß der Geistlichen und der Weiber konnte er sich aber nicht lange mehr an seiner Stelle fühlen. Er selbst beklagt im Eingange zu seinem Leben Karls des Großen, das er mit dankbarer Seele schrieb, ein Werk, das wir nicht zu hoch schätzen können, daß schon das Ansehen der Wissenschaften bei Hofe abzunehmen beginne. Er wußte sich den Umgebungen, welchen sein großer Freund entnommen war, nicht mehr gewachsen und sehnte sich hinaus an einen Ort, wo er, wenn er sie suchte, ungestörte Muße finden möchte. Auf seine Bitte schenkte Ludwig der Fromme ihm und seiner Gemahlin Imma, welche die Urkunde ausdrücklich nennt, zwei der Welt gleichsam entrückte königliche Villen im Odenwald, Michlinstat und Mühlen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heim. Jedoch vergrub er sich nicht gänzlich in dieser Einsamkeit, sondern blieb auch ferner zu seinen und des Reichs Diensten dem Kaiser bereit, zu welchem er sich bei mehrfachen Anlässen nach Achen begab. Michlinstat übertrug Eginhard mit Immas Einwilligung dem Kloster Lorsch, von welchem es an dessen Vasallen, die Schenke von Erbach kam, die es noch jetzt besitzen. Einige Jahre später gelobten Eginhard und Imma, fernerhin als Bruder und Schwester zu leben, nicht weil ihre Liebe sich vermindert hatte, sondern Gott zu Liebe. Imma verweilte, so lange sie lebte, im Hause ihres Gemahls und ihren Tod beweinte er so zärtlich, daß er den Rest seiner Tage ganz der Trauer zu widmen beschloß. Noch zu ihren Lebzeiten hatte er die priesterlichen Weihen empfangen und in Obermühlheim eine schöne Kirche und Zellen erbaut, welche er Priestern zur Pflege des Gottesdienstes übergab. In dieses Kloster, dem er in seinen letzten Jahren als Abt vorstand, und worin er an Immas Seite begraben liegt, ließ er die Gebeine der Heiligen Peter und Marcellin, die er sich von Rom zu verschaffen gewußt, unter großem Zulauf des gläubigen Volks niedersetzen. Er selbst berichtet in der Geschichte ihrer Uebersiedelung von den zahllosen Wundern, die durch sie gewirkt wurden. Diesen Reliquien scheint Obermühlheim, das seitdem Seligenstadt genannt wurde, diesen Namen, wie seinen Reichthum zu verdanken.

Anders freilich erklärt die Sage, welche Emma, Eginhards Gemahlin, eine Tochter Karls des Großen nennt, den Ursprung des Namens Seligenstadt. Ihr zufolge hatte Eginhard die Kaiserstochter, nach dem bekannten Vorfall im Schnee des kaiserlichen Burghofs, nach Obermühlheim entführt und dort lange mit ihr in süßer Verborgenheit gelebt. Lange soll sich Karl um die geliebte Tochter gehärmt haben, bis er endlich auf einem Jagdzuge durch den nahen Königsforst, von seinen Begleitern verlassen, in der Waldherberge des glücklichen Paars Obdach und Bewirthung fand und die Tochter an der Bereitung seiner Lieblingsspeise erkannte. In der Freude des Wiederfindens habe da Karl ausgerufen:

Selig sei die Statt genannt,
Da ich Emma wiederfand!

Auch der Odenwald verdanke diesem Vorfall den Namen, denn als Eginhard und Emma, die jetzt dem Kaiser versöhnt wurden, ihm nach Achen folgen sollten, habe Emma den Wald umher, den Zeugen ungestörter ehelicher Zärtlichkeit, mit den Worten: O du Wald! gerührt angeredet und ihm so den Namen verliehen.

So schön und einfach diese dichterischen Züge sein mögen, historischen Gehalt haben sie nicht. Auch die Erzählung, wie Emma den Geliebten durch den frischgefallenen Schnee trägt, damit die Spuren seiner Füße das Geheimniß des nächtlichen Besuchs nicht verriethen, wird sich die Geschichte, als fremdes Gut, nicht aneignen wollen. Aehnlich ist es, wenn in der Wilkinasage Wieland der Schmied den Söhnen König Nidungs, welche er zu tödten sinnt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Anweisung giebt, rückwärts zu seiner Schmiede zu kommen, sobald frischer Schnee gefallen sei, wodurch er allen Verdacht im Voraus von sich abwälzt. Wenn aber diese märchenhaften Zuthaten fallen, so muß die Angabe der Sage, daß Emma Karls des Großen Tochter gewesen, nicht nothwendig auch erdichtet sein. Aus Thegan wissen wir, daß die Mutter der Hildegard, der dritten Gemahlin des Kaisers, Imma hieß: leicht konnte also auch eine ihrer Töchter diesen Namen geführt haben, da sich auch nach unserer Sitte die Namen der Großeltern bei den Enkeln wiederholen. Bedenklich ist es freilich, daß die Zeitgenossen diesen Umstand nicht zu kennen scheinen, und erst vierthalbhundert Jahre nach Eginhards Tode der Lorscher Mönch die Legende erzählt. Zwar nennt schon eine 100 Jahre früher ausgestellte Lorscher Urkunde Imma eine Tochter Karls, doch könnte dieß ein Zusatz des compilierenden Mönchs sein. Am meisten Verdacht erweckt es aber, daß Eginhard selbst überall davon schweigt, auch in den vertrauten Briefen an seinen Freund, worin er ihren Verlust so rührend beklagt. Und in Karls Lebensbeschreibung nennt er alle dessen Weiber, Kebsweiber und Kinder mit Namen, ohne einer Imma zu gedenken. Hierbei kommt indes denen, welche Emmas kaiserliche Abstammung behaupten, ein Umstand zu Gute. Eginhard fügt nämlich hinzu, Karl habe seine Töchter so sehr geliebt, daß er nie ohne sie zu Nacht gegessen und sich selbst auf Reisen nicht von ihnen getrennt habe. Obwohl sie sehr schön gewesen, habe er doch keine derselben weder einem Fremden noch einem der Seinen zur Ehe geben wollen, sondern sie bis an seinen Tod im Hause behalten, unter dem Vorgeben, daß er des Zusammenlebens mit ihnen nicht entbehren könne. „Hierin aber mußte er, dem sonst Alles glückte, die Tücke widrigen Geschicks erfahren, was er jedoch so verleugnete und verhehlte, als ob sich nie ein Verdacht über ihren Wandel erhoben, oder ein böser Leumund verbreitet hätte." Hierin könnte man nämlich die Ursache finden, warum Eginhard und seine Zeitgenossen der Herkunft Immas niemals erwähnen, warum selbst Ludwig der Fromme in der Urkunde, worin er sie mit Namen nennt, ihr den Namen der Schwester verweigert. Vogt vermuthete, den süßen Namen Imma oder Biene möchte ihr erst Eginhard beigelegt haben. Vielleicht setzte er voraus, Karl habe ihr nach jenem Fehltritt untersagt, ihren bisherigen Namen und den Titel seiner Tochter zu führen. Auf welchen andern Vorfall wären auch sonst Eginhards Worte über Karls Unglück mit seinen Töchtern zu deuten? Wir wissen zwar, daß Engelbert, von dem uns Bruchstücke eines Gedichts über Karl den Großen erhalten sind, mit Bertha, Karls Tochter von der Hildegard, sich heimlich vermählte und zwei Söhne, den Hartnit und Nithard, den nachherigen Geschichtschreiber, mit ihr zeugte. In jenem Gedicht hatte Engelbert unter den Töchtern Karls jene Bertha mit besonderer Vorliebe geschildert, ohne seines Verhältnisses zu ihr zu gedenken. Indes scheint es, daß über diese von Karl ohne Zweifel gemißbilligte Ehe eben kein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet worden ist, da Nithard die Kaiserstochter frei und offen seine Mutter nennt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die strenge Verheimlichung, deren Einhart gedenkt, könnte also nur auf ihn selber und Imma bezogen werden.

Ob die Ehe Eginhards und Emmas kinderlos geblieben sei, ist ungewiß. Allerdings wird ein Sohn Eginhards, Jussinus, erwähnt; es scheint jedoch, daß jener nur sein geistlicher Vater war. Wie daher die Grafen von Erbach ihre Abstammung von dem berühmten Paar erweisen wollen, mögen sie zusehen. Vielleicht erfahren unsere Leser darüber das Nähere, wenn sie in Erbach die höchst sehenswerthen Alterthümer-Sammlungen im Rittersaal, Gewehrkammer u. s. w. bewundert haben, und ihnen dann in der Begräbnißcapelle der Sarkophag gezeigt wird, worin einst die in Seligenstadt zurückgebliebenen sterblichen Ueberreste Eginhards, Emmas und ihrer Schwester Gisela bewahrt wurden.

Ueber die malerischen Schönheiten der Bergstraße müssen wir uns kurz fassen. Man hat sie nicht mit Unrecht ein Paradies, den Garten Deutschlands, genannt. Zuweilen wurden zwar Stimmen laut, welche eine Uebertreibung darin fanden, wenn in den Umkreisen des Rheins, Mains und Neckars, welche die Natur aus der Fülle ihres Reichthums so verschwenderisch begabt hat, gerade diese Straße als einzig und wunderbar ausgerufen ward. Aber diese verwechselten gewiß die Bergstraße mit der Chaussee, welche an ihr vorbeiführte. Von dieser aus konnte es leicht geschehen, daß man von all dem Einzigen und Wunderbaren, welches die Bergstraße allerdings in großer Fülle bietet, gar wenig gewahr ward, zumal da diese fast schnurgerade Kunststraße zuweilen durch sehr traurige Föhrenwälder, Ueberbleibsel des alten Fornhahi, führt, welche die ältere Straße, die den Krümmungen des Gebirges folgte, glücklich vermied. Die neue Neckar-Bahn wird es nicht besser gemacht haben als jene Chaussee, da den Eisenbahnen Curven so wenig zusagen. Und doch möchte ich fragen, in welcher Gegend der Welt der Reisende auf einer so langen Strecke, wie die von Heidelberg bis Darmstadt, von seinem bequemen Wagensitz aus, einen schnellern Wechsel von landschaftlichen Schönheiten erlebt, wo sich ihm ein mannigfaltiger gestaltetes Gebirge zeigt, wo reizendere Seitenthäler sich aufthun, lachendere Städtchen, Dörfer und Weiler aus dunkelm Grün hervortauchen, während über ihnen zwischen Weingärten die gewaltigen Bergschlösser thronen, ob anderswo solche Freigebigkeit der Natur dem Fleiß der Menschen entgegen kommt, ob in Deutschland ein milderes und gesunderes Klima gefunden wird? Der muß wahrlich sehr verwöhnt sein, dem solche Vorzüge gewöhnlich scheinen; wo er seinen Geschmack so verbildet hat, da sollte man Hütten bauen. Wer aber so bequem im Wagen oder Waggon sitzen blieb, darf sich nicht rühmen, die Bergstraße gesehen zu haben. Er muß mit eignen Wagen gefahren und wenigstens bei Weinheim ausgestiegen sein, um die alte Windeck zu besuchen. Ueber dem säulengetragenen Marstall, neben dem schlanken Thurme stehend, habe er in das von der Weschnitz durchrauschte birkenauer, in das saftige gorxheimer Thal hinabgeblickt, und auf die licht-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

blauen Fernen des Odenwalds, die sich rechts und links erschließen, den sehnsüchtigen Blick geheftet. An der hessischen Grenze bei Unterlaudenbach, das den berühmtesten aller bergsträßer Weine gewinnt, ließ er die Pferde halten, um sich vorwärts und rückwärts umzuschauen, denn hier, wo das Gebirge einen halben Bogen beschreibt, zeigt sich der Oelberg bei Schrießheim, zwischen Weinheim und Heidelberg, in den schönsten Formen, und der König der Bergstraße, der Melibocus, erscheint nirgend in so hehrer Majestät. Bei Heppenheim wird er entweder die Ruine Starkenburg, von der die ganze Provinz den Namen hat, oder das nahe Lorsch besucht haben, dem nicht nur die Bergstraße, sondern alles Land weit umher Cultur und die ältesten historischen Nachrichten verdankt. Von der Geschichte des Landes habe er auch einige Capitel durchblättert und wenigstens so viel erfahren, daß die Starkenburg von den Mönchen und Vasallen von Lorsch erbaut worden ist, um ihren Abt Ulrich im Besitz der reichen Abtei zu schützen, welche Kaiser Heinrich IV. an seinen Liebling, den Erzbischof Adelbert von Bremen vergabt hatte; daß das früh gestiftete Lorsch auch früh ausartete, so daß sich Pabst und Kaiser schon im 13ten Jahrhundert gemüßigt sahen, es dem Erzstifte Mainz zur Reformation der Klosterzucht zu übergeben, ja es ihm, als diese nichts half, völlig einzuverleiben, wodurch aber Mainz mit der Pfalz in Krieg gerieth. Zu Auerbach muß er wenigstens einen Versuch gemacht haben, die Wiesenjungfrau zu erlösen, denn wer kann denn wissen, ob die Wiege, darin er geschaukelt ist, nicht aus Zweigen des Baumes geflochten war, an dem ihre Erlösung hieng, und wenn er sie versäumte, so müßte die Wiesenjungfrau abermals harren und warten, bis auf der Wiese ein Kirschenbaum wüchse, und aus des Kirschenbaums Holz eine Wiege gemacht würde. Nur das Kind, das in der Wiege zuerst gewiegt worden, kann sie dereinst erlösen. Bei Zwingenberg mußte er gar auf den Melibocus, ja auf den weithin flimmernden Thurm, der seinen Gipfel ziert und den höchsten Standpunkt des Gebirges gewährt. Hier deuchte er sich dann König des Odenwalds und des unermeßlichen Rheinlands zu seinen Füßen. Dieß überhebt ihn jedoch nicht, die vielbesprochenen räthselhaften Gebilde und Naturerscheinungen des benachbarten Felsberg, Riesensäule, Felsenmeer u. s. w. zu betrachten. Welche Ansicht er sich auch bilden möge, er wird genug zu denken haben, bis er diesseits Darmstadt zum Frankenstein kommt, der nicht bloß wegen seines Eselslehens, sondern auch darum wichtig ist, weil an ihm der Beweis geführt werden kann, daß die französischen Lilien nichts anders sind, als die alte fränkische Nationalwaffe, die Framea oder Francica. — Hat er dieß Alles gethan und beobachtet und kann sich gehörig darüber ausweisen, so werden wir uns bedenken, ob ihm nach Bewandtniß der Sache einzuräumen ist, daß er die Bergstraße bereist oder nur — gesehen habe. Mit dem erwähnten Esellehen verhielt es sich so: Unsere tapfern Altvordern hielten dem Manne nichts schimpflicher als Weiberschläge. Der Stadt Darmstadt gab Denen von Frankenstein jährlich 12 Malter unter dem Namen des Esellehens zu Beßun-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gen: die Belehnten hatten dafür auf Erfordern einen Esel zu schicken, auf dem die Frau, die ihren Mann geschlagen hatte nach Urtheil und Recht durch die Stadt reiten mußte. Traf dem Mann keine Schuld, weil er die Schläge durch Hinterlist und ohne sich wehren zu können, empfangen hatte, so führte den Esel der Frankensteiner Bote; war aber der Mann in offener ehrlicher Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, so mußte er den Esel selbst leiten. Noch 1588 mußten einige Weiber diesen Eselsritt durch Darmstadt machen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gez.t C. Rommel.

Rommel & Winkles sculpt.

DOM ZU MAINZ

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf